



Klosterbrief 2013



Deutsches Orthodoxes Heiliges Dreifaltigkeitskloster, Buchhagen
37619 Bodenwerder / Weserbergland
☎ 05533 999369 ✉ orthodox.de

Buchhagen, am Gedenktag der unschuldigen Kinder von Bethlehem,
den 29. Dezember 2013

Vom Heiligtum her Segen und Gruß!

Von Herzen wünschen wir allen Familiaren und Freunden ein gesegnetes Neues Jahr 2014! Möge niemand der bleiben, der er gestern noch war, sondern vielmehr ein jeder wachsen und reifen an Einsicht, Erkenntnis und Liebe.

Lasset uns das Gotteskind, das in uns geboren werden will, mit Freude, demütig und dankbar empfangen, es hegen und nähren, und es schützen vor dem tödlichen Geist des Herodes, der in fleischlicher Verblendung und eitlen Wahn um den Verlust seiner irdischen Macht bangt, der blind ist für die allerlösende Liebe des lebendigen Gottes, für das Wunder Seiner Menschwerdung, und zum Kindermörder, Gottesmörder und Selbstmörder wird. Kann er doch den guten Allwalter, den Ewigen, der höher ist als Sein und Nichtsein, nimmer fassen, den Josef, der Fromme, als Erdenkind nach Ägypten bringt, der als das unsagbare Wort alles Sein erhält, der jeden irdisch-menschlichen Gedanken übersteigt, der unendlich erhaben noch über die höchsten Geister von keinem Schwert und keiner Menschenmacht je wird erreicht, wenn nicht Er selbst, nach Seinem eigenen urewigen Rat, den Kelch trinkt und stirbt am Kreuz, um am dritten Tage aufzustehen von den Toten, Er, der Herr über Tod und Leben, und uns Seinen Kelch, Sein göttlich Blut aus priesterlichen Händen darzubieten.

Möge die Gotteserscheinung, da die irdischen Wasser gewandelt werden zu Wassern des Paradieses, zu Wassern ewigen Lebens, da das Irdische gewandelt und Gestalt göttlichen Gedankens, und der Mensch berufen wird, gleich der allheiligen Mutter und Jungfrau Maria, zum Lichtstrahl der urbildlichen Sonne zu werden, heilig, hell und klar – möge diese heilige Durchdringung des Irdischen mit dem Himmlischen dich erfassen und durchlichten, und dir Kraft verleihen, allen Schmutz und alle Niedrigkeit, alle Befangenheit und Unfreiheit hinter dir zu lassen, Geist und Sinn und Sein vom unteren zum oberen, zum Höchsten zu erheben, einzutreten und zu wachsen zu geistigem Königtum.

+ Archimandrit Johannes und die Väter mit mir

+ Johannes und die Väter mit mir



Sn. Allheiligkeit, Patriarch Neofyt,
nach der Inthronisation auf dem Weg von der Kathedrale
zum Gebäude des Heiligen Synod

Der Winter, der ein Frühling war

Ein Reisebericht von Vater Lazarus

Ende letzten Jahres verstarb in hohem Alter unser Patriarch Maxim, der 41 Jahre die bulgarische Kirche als oberster Hirte geleitet hat. Die Wahl des Nachfolgers war verfassungsgemäß binnen dreier Monate durchzuführen.

Da unser Altvater ex officio zum Wahlgremium gehört, richteten wir es so ein, daß wir gemeinsam fahren und auf dem Wege in Rumänien und Bulgarien befreundete Klöster besuchen konnten. Möge nun der geneigte Leser Rucksack und Wanderstab ergreifen und im Geiste gemeinsam mit uns die im folgenden beschriebenen heiligen Orte des Balkan erkunden.

Offenbar hatten die Gebete derer, die wir besuchen sollten, den Weg buchstäblich freigemacht, denn die allheilige Mutter Gottes gab uns ihren wunderbaren Beistand und öffnete das Wetter. Üblicherweise ist der Februar in jenen Weltgegenden recht hart, mit Frösten um die 20° unter Null; meterhoher Schnee versperrt Wege und Gebirgspässe. Aber von alledem war nichts zu spüren. Hinter Wien klarte gar das Wetter auf, und je weiter wir gen Osten kamen, umso wärmer wurde es. Im nördlichen Siebenbürgen (Transsylvanien) schließlich reisten wir durch vorfrühlingshafte Landschaften, und erst in den Karpaten lag wieder Schnee, gerade genug, um die Schlaglöcher auszugleichen. Aber auch dort waren die Temperaturen durchweg angenehm.

Die Grenze

Vielleicht kennt der eine oder andere jenes eigentümliche Phänomen: du überschreitest eine Grenze, betrittst ein anderes Land – und sogleich offenbart sich, noch bevor du die Sprache hörst, der Geist eben dieses Landes. Du nimmst es wahr an einer kaum merklichen Änderung der Atmosphäre, an Kleinigkeiten oder augenfälligeren Dingen, aber letztlich an der Bewegung des inneren Empfindens, die wie von einem neuen Wind auf der Oberfläche eines stillen Gewässers verursacht wird ...

Wenn man von Ungarn kommend die Grenze nach Rumänien überquert, spürt man, so man geistig ein wenig aufmerksam ist, das allgegenwärtige Gebet, etwas wie einen Schutzwall von Gebet um dieses Land. Das bedeutet keineswegs, daß die Menschen hier alle Heschasten oder Heilige, und „die Welt noch in

Ordnung“ wäre, wie ein allzu romantischer Blick es vielleicht gerne annehmen möchte. Nein, das ist es nicht. Das erste, was uns jenseits der Grenze begrüßte, waren ein paar halbverhungerte Straßenhunde, die mir meine heruntergefallene Mütze vor den Füßen wegschnappten. Die Spuren der Globalisierung, Industrialisierung und Entwurzelung sind nicht zu übersehen. Und dennoch. Der Geist ist da – lebendig, durchdringend. Es dauerte denn auch nicht lange, bis uns das „heilige Rumänien“ in seine Arme schloß. Wir waren sehr früh morgens am Neusiedler See aufgebrochen, hatten uns in Ungarn nur zwei oder drei kurze Aufenthalte gestattet, um Strecke zu gewinnen, und doch war es schon Abend geworden. Die Blühbirnen in den vielfach noch aus der österreichischen Monarchie stammenden Häusern und Höfen wurden nach und nach angeschaltet, als wir, von der awarischen Steppe her kommend, vielleicht 15 Meilen ostwärts der Grenze auf die ersten Berge stießen.

Mönchsland Rumänien

Wer die rumänischen Lande bereift, wird überall auf Zeichen einer reichen, tief im Volke wurzelnden, christlichen Kultur und uralte Bräuche stoßen. Und er wird nicht nur die vielfältigsten historischen Landschaften und Bautraditionen, sondern auch auffallend viele neue Kirchen finden, die, ob Stadt oder Dorf, an Sonn- und Festtagen bis zum letzten Platz gefüllt sind. Bemerkenswert ist die große Zahl von Klöstern, die von den Gläubigen mit besonderer Liebe und Beharrlichkeit erbaut, unterstützt und frequentiert werden. Man braucht kaum irgendwo mehr als eine halbe, höchstens eine Stunde zu fahren, um auf das nächste Hinweisschild zu einem orthodoxen Kloster oder wenigstens einer Einsiedelei zu stoßen. Die sichtbare Verchristlichung des Volkes geschah jenseits der großen (Kirchen-)Politik; nicht durch Befehle von oben, sondern durch das lebendige Zeugnis jener, welche die innere Wandlung erlitten und, nach dem Vorbild der allheiligen Mutter Gottes, zu Trägern des Geistes, zu Fruchtgebern des Ewigen Wortes, zu Christus-trägern geworden sind. Kurz, Rumänien ist ein Mönchsland. Und das nicht erst seit dem Mittelalter, sondern schon seit den ersten Jahrhunderten nach dem Kommen des Heilandes. Nach der Wende sind mehr als 400 neue Klöster gebaut worden; auf 3000 Rumänen kommt heute ein Mönch bzw. eine Nonne. Es gibt eine weitverbreitete und ungebrochene Altväterüberlieferung, die alle Wellenschläge der Geschichte überdauert hat, vergleichbar jener, die wir vom Heiligen

Berg Athos her kennen.¹ So versteht man auch jenen Schutzwall des Gebetes, der das Land umgibt, jene geistige Atmosphäre, die es – trotz aller Schwächen und Probleme – erfüllt.

Orthodoxe Klöster sind nicht von dieser Welt, aber doch in dieser Welt. Sie müssen in dieser Welt erbaut und aufrecht erhalten werden. Erste Pflicht ihrer gottgeweihten Bewohner ist es: „... gemäß ihrer göttlichen Gnade für eine mystische Verwandlung der Natur und ihre Vergottung zu arbeiten,“ wie es Patriarch Justinian ausdrückte.² Ein anderer Theologe, Olivier Clement, spricht in dem Zusammenhang von einem „Mönchtum, das sich als Ferment versteht, mit einem ganzen Volk in Osiose lebt und eine ganze Kultur durchgeistigt.“ Metropolit Serafim selber schreibt: „Dieses Volk war sich immer bewusst, daß es den Weg zu Gott in seinen heiligen Stätten und durch das ununterbrochene Gebet seiner gottgeweihten Bewohner findet.“

Kloster Birad

An der ersten besten Tankstelle frugen wir, im Vertrauen auf die göttliche Führung und den Geist des Landes, wo wir das nächste Kloster fänden. Sofort entspann sich eine angeregte Diskussion – nicht etwa, ob wir verrückt seien oder soetwas überhaupt möglich wäre, sondern welches wohl das geeignetere, bessere Kloster wäre, das man uns empfehlen sollte. Schließlich entschieden die Damen von Shell für ein Kloster mit Namen Birad. Der Weg führte durch ein endloses Straßendorf, welches mit den pittoresksten Neubauten prunken konnte. Schwarzwaldhäuser und Gehöfte im bajunwarischen Stil, andere klassizistisch mit Säulenportal, wieder andere barock bis rokokko oder romantisch im Stil von Herrenhiemsee, dazwischen wild eklektizistische Phantasievillen im Zigeunerstil mit Türmchen und Erkerchen, wie es den jeweiligen Bauherren auch immer in den Sinn gekommen sein mochte. Schließlich gelangten wir am Ende der Straße an den Mauerring des Heiligtums, das majestätisch auf einem Bergsporn thront und von wo aus sich

¹ Die Verbindung zwischen Rumänien und dem Heiligen Berg war schon immer eng. Rumänische Fürsten und wohlhabende Leute haben in den Zeiten der Fremdherrschaft die Athosklöster finanziell über Wasser gehalten und sogar neue Gebäude, Tempel oder Befestigungsanlagen gestiftet. Auch heute leben hunderte rumänischer Väter auf Athos, nicht nur im rumänischen Kloster des Hl. Wegbereiters (Skit Prodromou), sondern auch in zahllosen kleineren Gemeinschaften ebenso wie in griechischen Großklöstern. Allein von unseren Mitbrüdern in Watopádi sind an die fünfzehn gebürtige Rumänen.

² Metropolit Serafim, Hesyhasmus in Rumänien.

eine herrliche Sicht über das weite Land bietet. Im Inneren befinden sich neben der Kirche und zwei etwas auffälligen kaiserzeitlichen Wohngebäuden eine Reihe ansprechender und sehr solider Neubauten mit kostbaren Kupferdächern. Die historische Klosterkirche ist, wie die meisten in dieser Gegend, im österreich-ungarischen Barock gehalten und gibt sich erst im Innenraum als orthodoxes Heiligtum zu erkennen. Ohne viele Worte nahm uns Vater Abt Emmanuel freundlich auf, führte uns durch das Heiligtum und machte uns mit der Geschichte des Ortes vertraut. Die Kommunisten hatten das Kloster nach dem 2. Weltkrieg enteignet und zweckentfremdet. In den 70-er und 80-er Jahren bemühten sich die rumänischen Dorfbewohner durch Delegationen und Eingaben an die Regierung und an das Patriarchat in Bukarest um die Wiedereröffnung, was dann tatsächlich noch zu kommunistischer Zeit genehmigt wurde. Auf Wandmalereien in der Eingangshalle des Pfortenturms sind diese Vorgänge bildlich dargestellt. In früheren Jahrhunderten war das Kloster ein orthodoxer Vorposten im überwiegend lateinisch geprägten ungarischen Umland gewesen, und ist es ein Stück weit auch heute noch. Wir befinden uns hier im nordwestlichen Zipfel Transylvaniens, welches erst in der Folge der Zerschlagung Österreich-Ungarns an das heutige Großrumänien gekommen ist. Hier wohnen seit mehr als 1000 Jahren Rumänen, Ungarn und Deutsche miteinander, teils in eigenen Siedlungsgebieten, teils gemischt, wobei es eine ausgeprägte Selbstverwaltung gab, eine Art bäuerlicher Urdemokratie. Im 19. Jahrhundert hatte die kaiserliche Regierung in Wien Schwierigkeiten, den nationalistischen Absatzbestrebungen der nichtdeutschen Völkerschaften zu steuern. Ungarn wurde damals ein praktisch souveräner Teilstaat. Für Siebenbürgen bedeutete das die Auflösung der althergebrachten Autonomien, die Einführung einer zentralistischen ungarischen Verwaltung und Abschaffung der traditionellen Eigenständigkeiten. Sowohl die rumänische als auch die deutsche Bevölkerung wurde damals einem starken Magyarisierungsdruck unterworfen. Da religiöse und nationale Identität in jenen Weltgegenden eng miteinander verknüpft waren, wurde die orthodoxe Kirche zu einem wichtigen Ankerpunkt für die rumänische Bevölkerung des Umlandes.

Das Gespräch wurde beim schnell gezauberten Abendessen noch weiter fortgesetzt, bis man uns schließlich einige hübsche Zimmer für die Nacht anwies. Am anderen Morgen, nach dem Morgengottesdienst, dankten wir dem ehrwürdigen Abt für die herzliche Gastfreundschaft und brachen, mit reichlich Proviant für die Reise versehen, auf, um den weiten Weg in die Ostkarpaten zurückzulegen.

Maramuresch und Buchenland (Bukowina)

Zunächst durchquerten wir die sagenumwobenen Täler der Maramuresch, jenes abgeschiedenen, von hohen Gebirgen umgebenen Ländchens, in dessen Lebensalltag sich viele Traditionen aus ältesten Zeiten bewahrt haben. Berühmt sind die wollenen Wandbehänge und Teppiche, die noch heute dieselben Muster und Ornamente zeigen wie in vormittelalterlicher Zeit; noch berühmter aber sind die Holzhäuser und Holzkirchen, die überall in den Dörfern und Städtchen des Landes gebaut werden. In Sapinza im Tal der Theiß wurde jüngst ein ganzes Kloster errichtet – Urbild und Vollendung all dessen, was man aus Holz bauen kann. Wenn man die letzte Wegbiegung hinter sich läßt und plötzlich mitten im Walde das Heiligtum auftaucht, glaubt man zunächst, eine vorchristliche altgermanische Tempelanlage zu betreten, oder ein frühmittelalterliches Kloster, wie es auch in unseren Breiten vor Einführung des Steinbaues vielleicht ausgesehen haben mochte. In Birsana besuchten wir das neuerbaute Frauenkloster; ebenfalls ein architektonisches Erlebnis von märchenhafter Schönheit.



Im selben Dorf zeigt uns Vater Birsan, Familienvater, Priester, Künstler und Zimmermann in einem, nicht ohne Stolz seine Werkstatt, wo er vom Kochlöffel

über reich ornamentierte Bilderwände bis zur voll ausgestatteten Kirche und zum Einfamilienhaus alles aus Holz von den eigenen Bergwäldern schnitzt und baut.

In strahlender Februarsonne führen wir durch ein vorfrühlingshaftes Märchenland über Bergstiege, Almen, hohe Pässe und gelangen schließlich durch ein riesiges, die ganze Straße überspannendes, Holztor ins Buchenland. Dort ändern sich Architektur und Landschaft, obwohl das gemeinsame durchaus überwiegt. Vom hochgelegenen Grenzpaß aus genießen wir den Blick über alpine Bergketten, ehe wir in das tief verschneite Tal der Bisfritza tauchen und endlich, am späten Abend, in den Ostkarpaten das in einem anmutigen Bergtal gelegene Kloster von Petru Boda erreichen.

Kloster Petru Boda

Wir klopfen zu einer Zeit ans Kloftertör, da man eigentlich die Klofterrube nicht mehr stört. Doch trotz der nächtlichen Stunde sandten uns die Väter zunächst in das drei Kilometer talwärts gelegene Nonnenkloster, wo der Altvater uns bereits erwarte. Der Weg führt zunächst talwärts, dann vom scharf eingeschnittenen Hohlweg leicht bergan auf eine liebliche Alm. Dort durchschreitet man einen aus lasierten Backsteinen aufgeführten Torturm. Dahinter befinden sich in weitläufig lockerer Anordnung Wohn- und Wirtschaftsgebäude, in deren Mitte sich auf einem Hügel die in Blockbauweise errichtete Klosterkirche erhebt. Oberhalb der Kirche am Berghang steht das kloftereigene Krankenhaus. Hier werden Kranke versorgt, leben ältere Schwestern und, in der obersten Etage, Altvater Justin, von dem wir schon so viel gehört und gelesen hatten. Mit seinen 94 Jahren wirkt er noch immer übermenschliches, lebt ganz für seine geistigen Kinder und die Kirche Gottes. Trotzdem die Uhr längst Zehn geschlagen hat, warten hier in dieser frostigen Februarnacht noch Duzende Menschen, die von weither gekommen sind, seit vielen Stunden geduldig, den Altvater zu sehen, in einer wichtigen Frage seinen Rat zu hören, zu beichten oder auch nur seinen Segen zu empfangen. Vater Mercurios, Priestermonch und Zelliendiener des Altvaters, der lange Jahre im Heiligen Land gelebt hatte, bahnt uns einen Weg durch die Harrenden.

Vor uns sitzt in einem niedrigen Lehnstuhl einer der letzten noch lebenden Befenner, der in den Jahren von 1948 bis 1964 in den kommunistischen Konzentrationslagern – euphemistisch „Umerziehungslager“ genannt – Unsägliches erlitten hat, aber dank der Kraft und Gnade Gottes nicht gebrochen wurde.



Altvater Justin von Petru Boda

Totale gesellschaftliche Isolation, Zwangsarbeit, Schlafentzug, immer wiederkehrende „Befragungen,“ tägliche Prügel, Hunger, Kälte und Folter sollten die Persönlichkeit und den Geist der Delinquenten brechen und zu einem überzeugten Vertreter der staatlich verordneten Ideologie machen. Dazu kam ein besonders perfides System gegenseitiger Bspitzelung und Denunziantentums, wobei der Denunziant sich „Vorteile“ verschaffen konnte, wie z. B. den, daß er nicht mehr selber geschlagen wurde, sondern statt dessen seine Mithäftlinge schlagen durfte – und mußte: denn war er zu „sanft“, wurde er wieder selber geschlagen. Viele sind den jahrelangen Martern erlegen. Zu denen, die unserem Herrn und Heiland Jesus Christus und sich selber treu geblieben sind, gehört Altvater Justin. Er hat nicht allein durch die Gnade Gottes den Sieg in diesem übermenschlichen geistigen Kampf errungen, sondern die Hölle auf wunderbare Weise überlebt.³

Als wir eintreten, begrüßt er uns wie alte Bekannte mit Scherzworten. Mehr Geist schon als Leib, aber hellwach und bei glasklarem Verstand, lädt er uns auf den nächsten Vormittag ein, um sich Zeit für ein tieferes Gespräch nehmen zu können. Am anderen Morgen warten schon wieder über hundert Pilger, Mönche und Nonnen im Treppenhaus und auf den Fluren des Krankenhauses, um den Altvater zu sehen. Und wieder werden wir vorgelassen. Nun spricht er über die Wege Gottes, die geistige Entwicklung in Rumänien und Deutschland, die aktuellen geistigen Probleme und Gefahren – und dann, ganz innig, über das Paradies, wo wir uns in der Fülle der göttlichen Freude wieder begegnen mögen. Er interessiert sich sehr für Kloster Buchhagen und die Orthodorie in Deutschland, und es ist ihm ein Anliegen, daß sich zwischen unseren Klöstern eine geistige und konkrete Verbindung entwickeln möge. Zum Zeichen der Verbundenheit überreicht er uns ein Kästchen mit Reliquien der rumänischen Neumartyrer, die nun als kostbarer Schatz und himmlischer Schutz in Buchhagen ruhen und verehrt werden.

Wir ahnten damals noch nicht, daß diese herzliche Begegnung zugleich ein Abschied in dieser Erdenzeit war; nur wenige Monate später verstarb Altvater Justin.

³ In Rumänien schlug die kommunistische Tyrannei Ende der vierziger Jahre zu. Zigtausende vor allem jüngere und jugendliche Mönche, Priester und einfache Gläubige wurden in Todeslager verschleppt. Erst nach 1964 unter Ceaucescu gab es eine Amnestie, und die Klöster konnten, wenn auch unter schwierigen Bedingungen, weiterbestehen.

Vgl. dazu von Priestermonch Theognost: Altvater Justin Parvu, und Nicole Geißler: Durch die Hölle der kommunistischen Umerziehung – Neumartyrer und Befenner Rumäniens.



Reisenotiz, Sonnabendmorgen, 4 Uhr 30

Wir sind nun in Petru Boda und haben gerade die göttliche Liturgie gefeiert. Irgendwo, tief verborgen in den endlosen Wäldern der Karpaten findet sich, vom Himmel aus gesehen, ein hell erleuchteter Ort, eine Gottesfestung inmitten der Wildnis. Im Quadrum längs der Klostermauer die Wohngebäude für die sechzig Mönche, in der Mitte die Kirche. Nachts um zwölf Uhr, gerade als wir unsere Zellen hier bezogen hatten, schlug schon die Hellebelle und läuteten die Glocken zum Mitternachtsgebet. Im Anschluß das Morgenlob und die Göttliche Liturgie. Der Tempel ist etwas anders gegliedert als auf dem Heiligen Berg Athos. Der Vortempel (Narthex) ist nur angedeutet; dafür gibt es aber zwischen den Mönchschorren rechts und links der Bierung und dem davor gelegenen inneren Kirchenschiff der Laien eine Trennwand, die von einem weiten Halbbogen durchbrochen ist. Auch benutzt man, neben den Kerzen und Öllampen, elektrisches Licht. Vom „Volkstempel“ aus hat man den Eindruck, als leuchte vorne im „Mönchstempel“, dessen Ostseite die gold und dunkelrot glänzende Bilderwand begrenzt, die jenseitige, überhimmlische Welt herüber ins Irdische. Als ich zwischendurch für ein paar Minuten die Kirche verließ und eine kleine Runde um das Kloster drehte,

herrschte kalte, sternklare Nacht. Tiefer Schnee, noch tiefere Stille. Goethes Nachtgedicht kommt mir in den Sinn:

Über allen Gipfeln ist Ruh,
in allen Wipfeln spürest du kaum einen Hauch,
die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde ruhest du auch.

Ruhe ich auch? Vielleicht, in gesegneten Augenblicken. Doch wie oft noch werden mir „umhergeworfen Augen, Geist und Sinn...“, wie es im Psalm heißt. Mitten in dieser Waldeinsamkeit aber leben Menschen, die wachen die ganze Nacht, um Gott, den Schöpfer zu lobpreisen, sich Ihm zu einen und ewige heilige Ruhe zu finden ihn Ihm. Das bedeutet es: Licht in der Finsternis, Gesang über den Wipfeln.



Tempel im Kloster Petru Boda

Kloster Paltin, Mutter Justina und der Gesang der Engel

Am Abend nach unserer ersten Begegnung mit Altvater Justin wurden wir von einer jungen, feinsinnigen Nonne zu Tische geladen, die sowohl ihrem Altvater als auch uns, ihren Gästen, in großer Achtsamkeit, Einfachheit und Ehrfurcht diente. Wir staunten nicht wenig, als wir erfuhren, daß diese Frau die Äbtissin des Klosters und Altmutter von hundertsechzig gottgeweihten Frauen ist. Sie ist hochgebildet; vor allem aber strahlt sie jene Leichtigkeit und ungeheuchelte Demut aus, wie sie nur Menschen eigen ist, die ihren Eigenwillen gänzlich abgelegt und sich Gott übergeben haben.

Unwillkürlich erinnere ich mich meiner ersten Begegnung mit einer Nonne. Als ich kurz vor der Jahrtausendwende, nach abgeschlossener Schule und Zivildienst, die rumänischen Länder mit dem Fahrrad erkundete, führte es mich in ein Nonnenkloster, das – wie Paltin hoch oben im Gebirge auf einer Alm gelegen – mir allem Irdischen völlig entrückt schien. Es war meine erste nähere Begegnung mit einem orthodoxen Kloster. Was mich am meisten berührte, waren die Gesichter seiner Bewohner. Noch lange nachher beschäftigte mich die Gottunmittelbarkeit, die aus ihnen sprach, so daß ich damals in mein Tagebuch schrieb: „Diese Augen, diese Menschen schauen von der Ewigkeit her in die Zeit; in ihnen ist die Ewigkeit, das Reich Gottes gegenwärtig. Sie gleichen Engeln im Leibe.“ Es waren solche Begegnungen mit wirklich, auch sichtbar, gewandelten Menschen, die mich in die orthodoxe Kirche geführt haben. Nicht theologische Einsicht oder geschichtliches Wissen – das kam erst später hinzu.

Nun stand in Mutter Justina wieder so ein engelgleicher Mensch vor mir. Als sie sich am nächsten Tag einige Stunden Zeit nahm, um uns durch ihr Kloster zu führen, erfuhren wir einiges über die Geschichte des Heiligtums. Anfang der 90-er Jahre hatte Altvater Justin eine Wegstunde oberhalb auf den Gütern seiner Familie, die er nach der Wende zurückerhalten hatte, ein kleines Kloster gegründet. Das wuchs in kurzer Zeit zu einem Großkloster heran, wo heute über sechzig Mönche leben, und von dem aus wiederum Tochterklöster gegründet wurden. Er hatte eine geräumige Steinkirche gebaut, die zumindest einen Teil der Pilgerströme fassen konnte, einen überdachten Sommeraltar, wo im Sommer, wenn die Gläubigen zu tausenden ins Kloster strömen, Gottesdienst gefeiert wird, dazu zwei große Refektorien, Wohn- und Arbeitsräume für die Mönche, weitere Kapellen, eine Klostermauer samt Turm, Holzlager, Scheunen und Ställe für das Vieh – kurz, alles, was zu einem orthodoxen Kloster gehört. Jemandmann weihte

er vier seiner geistigen Schülerinnen zu Nonnen. Die bauten sich etwa drei Kilometer unterhalb des Mönchsklosters auf einer sommers blumenübersäten Allmwiese eine Einsiedelei. Bald kamen Jüngere hinzu, die ebenfalls den Weg der gottgeweihten Jungfrauen gehen wollten. Sie bauten eine schöne Holzkirche, ein Wohn- und Gästehaus, später auch ein Haus für Waisenkinder, derer sich die Nonnen annahmen. Nun muß man auch Geld verdienen und leben, also bauten sie eine große Küche mit Holzbackofen, wo drei Mal pro Woche je siebzig Brote gebacken werden, eine Schneiderei, wo geschickte Frauenhände Priestergewänder, Antependien, Mönchskleidung und dergleichen fertigen und, mittlerweile computer-gesteuert, die schönsten Stickereien entstehen. Wegen der Persönlichkeit des Altvaters und der Treue zur Heiligen Überlieferung, aber sicherlich auch wegen des lebendigen Geistes der Liebe und der Wahrheit, schlossen sich immer mehr Menschen der Gefolgschaft an. Die Paltiner Frauen bauten weitere Wirtschaftsgebäude und Stallungen für Kinder, Schafe, Hühner und Gänse, und zuletzt den gewaltigen Glockenturm, der den Eingang des Heiligtums bewacht und dessen Glocken und Turmkreuze in der Ukraine gegossen worden sind. Das Glockenspiel übrigens ist ein Nachbau des berühmten Geläutes des Kiemer Höhlenklosters. Etliche der Nonnen, inzwischen über hundertsechzig an der Zahl, leben in neu errichteten Gemeinschaftshäusern mit herrlich geschnitzten hölzernen Laubengängen, etliche in kleinen Gruppen oder einzeln in Almhütten innerhalb der Umfriedung.

Herz und Lunge des Klosters ist die in der Mitte auf einer Anhöhe gelegene Holzkirche. Betritt man sie in Ehrfurcht und Stille, glaubt man in einem Urtempel der östlichen und nordischen Waldchristen zu sein; und es geschieht, daß Raum und Zeit verfließen, während die Ahndung der Ewigkeit dich mütterlich mahnend umfängt und tiefe Erinnerungen aufsteigen. Die Decke des Schiffes ist halbrund gewölbt. Vor blauem Grund – Bild der ewigen Himmel – sind in warmen Erdfarben die heilbringenden Geschehnisse des Erdenlebens unseres Heilandes dargestellt. Im Osten, jenseits der Bilder, liegt verborgen das Allerheiligste: innerster, unseren Blicken, Gedanken und Vorstellungen entrückter Ort der Menschwerdung Gottes, Ort der innersten Mysterien. Der Boden ist, wie in vielen rumänischen Klosterkirchen, gänzlich mit Teppichen ausgelegt. Pilger beten knieend auf dem Boden, stundenlang, tief zur Erde gefauert in sich gefehrt, und doch wach lauschend den stillen, dem äußeren Ohr unhörbaren Tönen des Heiligen zugewandt. Nirgends tritt mir der Geist des rumänischen Christentums deutlicher entgegen als in seinen Betern, seinen Heiligen und in seinen hölzernen Tempeln.

Über die frühe Geschichte dieser Kirche ist nicht allzuviel überliefert. Antike Historiker sprechen von dakischen, getischen und gotischen Königreichen, archäologische Funde weisen auf einen engen Zusammenhang der lokalen dakischen Kultur mit der älteren skythischen und der späteren gotischen, doch die Interpretation der Funde ist strittig. Wir hören von bedeutenden Bischofsitzen in den küstennahen Gebieten, die damals zum römischen Reich gehörten, erfahren vom heiligen Cassian und frühchristlichen Mönchsiedlungen in den Buzauer Bergen, in der Dobrudscha und anderswo. Hunnen, Awaren, Petschenegen, Bulgaren und andere asiatische Steppenvölker durchzogen das Land, plünderten und verheerten, wirbelten die Völker durcheinander. Teile von ihnen wurden später ebenfalls christlich und blieben im Lande. Man kann sich gut vorstellen, wie die einheimische christliche Bevölkerung in diesen gefährvollen Jahrhunderten sich immer wieder schutzsuchend in die Bergwildnis zurückzog, und daß dort in schwer zugänglichen Tälern die tief in der hesychastischen Überlieferung gründende rumänische Kirche gewachsen ist. Bis heute finden sich besonders viele Klöster in den südlichen und östlichen Karpaten, wo es nach den Worten eines westlichen Bischofs, der das Land im 17. Jahrhundert besuchte: „in den Wäldern und Schluchten in der Umgebung des Klosters (Neamţ) vor Hesychasten nur so wimmelt“.⁴

Die Nachtwache beginnt. Wir sind zur Konzelebration eingeladen und ganz Ohr und Auge, um genau zu vernehmen, wie die heiligen Vollzüge hier geschehen und welche Kirchentonalart gerade gesungen wird, um uns möglichst bruch- und nahtlos einfügen zu können, zumal die Äbtissin wünscht, daß wir möglichst viele Teile des Gottesdienstes auf deutsch halten. Die Ritualmeisterin, eine aufmerksame ehrwürdige Mutter im langen schwarzen Chorumhang, bittet uns ins Allerheiligste, wo die beiden diensthabenden Priester uns freudig begrüßen. Einer von ihnen ist Vater Johannes, ein verheirateter Priester, der am Rand des Klostergeländes ein Haus für seine Familie gebaut hat. Die Kirche füllt sich mit den Müttern des Klosters und Pilgern. Stunde um Stunde hebt sich das Gotteschiff himmelwärts, dichter und dichter wird die Gnade. Niemand, der es nicht mit eigenen Ohren gehört, vermag zu ahnen, welcher wunderbarer Gesang in dieser Nacht vom Chor der heiligen Mütter erklingt. Sie singen in einer ganz eigenen rumänisch-byzantinischen Art, aber so, wie nur Nonnen es vermögen. Fein, klar, mit unendlich biegsamer und freier Stimme. Manchmal singt ein Mädchen ganz allein über dem tiefen von den Frauen gesungenen Grundton, hell und rein wie ein Maiglöckchen.

⁴ Marcus Bandinus, nach Metr. Serafim, Hesychasmus.

Das ist Anna, die Tochter Cristinas, die einst in Buchhagen von unserem Vater Abt getauft worden war, die jetzt als Schwester hier im Kloster Paltin lebt, und der wir die Verbindung zu diesem wunderbaren Heiligtum verdanken. Ich singe die diafonalen Fürbitten im deutschen Choral, während der Chor der Nonnen rumänisch antwortet; Vater Abt und Vater Symeon schließen die Priestergebete wiederum auf deutsch an. Deutscher und rumänischer Gesang verschmelzen ineinander, wie gegossen zu einer höheren, übergreifenden Einheit. So jedenfalls empfanden es die Mitwirkenden, und so wurde es von vielen später teils staunend, teils einfach froh festgestellt. Das ist die wahre Kirche, die Überwindung Babels durch den Geist der Liebe, das Pfingstwunder, Entflammung durch den Heiligen Geist – aber auch echte orthodoxe liturgische Kultur.

Am Ende des Gottesdienstes bittet Altmutter Justina Altvater Johannes um ein geistiges Wort und einige deutsche Hymnen. Als wir unseren Gesang geendigt haben, sind noch alle ganz ergriffen, niemand regt sich. Niemand will die Kirche verlassen, bis endlich die Äbtissin einen Ruck gibt und alle Anwesenden zu einem Gemeinschaftsphoto aufstellen läßt.



Zuletzt nimmt Vater Hermann, ein Hühne von Gestalt, die kleine runde Büchse mit einem Splitter der hl. Gebeine des Großmartyrers Charalambos vom Altar und schenkt sie uns. Lange klingt der wunderbare Gesang nach, auf dem wir – nach den Worten des Altvaters – wie Delphine auf Wellen des Meeres reiten,

geistig erhoben wurden, und ich muß an unsere Urahnen in längst versunkenen Zeiten denken, von denen die alten Griechen überlieferten, daß sie ihre Tempel gänzlich aus Holz erbauten, und darin „... jahraus, jahrein, Tag für Tag den Gott mit Lobgesang preisen und ihn ausnehmend verehren.“⁵ Auch die Weihe des hölzernen Tempel Salomos, den der Baumeister Hiram aus Zedern des Libanon erbaute, kommt mir in den Sinn. Als die Priester ins Allerheiligste traten, „erfüllte die Wolke das Haus des Herrn, so daß die Priester kaum konnten stehen und des Amtes pflegen vor der Wolke, denn die Herrlichkeit des Herrn erfüllte das Haus des Herrn.“ So steht es im Buch der Könige geschrieben, und ebenso geschieht es heute in unseren orthodoxen Tempeln. Ehre und Dank sei Gott!

Rumäniens heilige Berge

In den östlichen Ausläufern der Karpaten, wo sich die tief eingekerbten Täler weiten und der Sonne entgegenrecken, ohne jedoch des Schutzes der Berge zu entbehren, dort befinden sich einige der bedeutendsten rumänischen Heiligtümer. Tausende von Mönchen und Nonnen leben dort in großen und kleinen Klöstern, Skiten und Einsiedeleien.

Wenn man nach einem Mittelpunkt in diesen heiligen Bergen fragt, wird sicherlich das Kloster Neamţ genannt. Wir erreichen es in kaum einer Stunde von Altvater Justins Klöstern aus und stehen nun vor einem mächtigen, von gewaltigen Mauern umhegten heiligen Bezirk. In der Mitte die hochragende Kirche, die einst der Fürst der Moldau Stefan der Große nach einem seiner Siege über die Türken erbauen ließ.

Hier ruhen die Gebeine des heiligen Paissie von Neamţ, dessen Leben und geistiges Wirken viele junge Menschen für das gottgeweihte Leben begeisterte. Es war die dunkle Zeit der sogenannten Aufklärung, die damals nach westlichem Vorbild auch den russischen Ländern verordnet wurde und das geistige Leben lähmte. Aus der Ukraine stammend ging dieser Heilige als junger Mann in die moldawischen Berge, um einen Altvater zu finden und schloß sich zunächst dem heiligen Wasile vom Apfelfeld an. Der sandte ihn weiter zum heiligen Berg Athos, wo er in einer Einsiedelei lebte. Mit den Jahren sammelten sich immer mehr Jünger um ihn, so daß die gottselige Schar nach Moldawien zurückzukehren beschloß und dort im Jahr des Herrn 1763 das Heiliggeistkloster in Dragomirna

⁵ Dios v. Sizilien, nach Arch. Johannes, Der Weg zum naturtönigen Kultgesang.

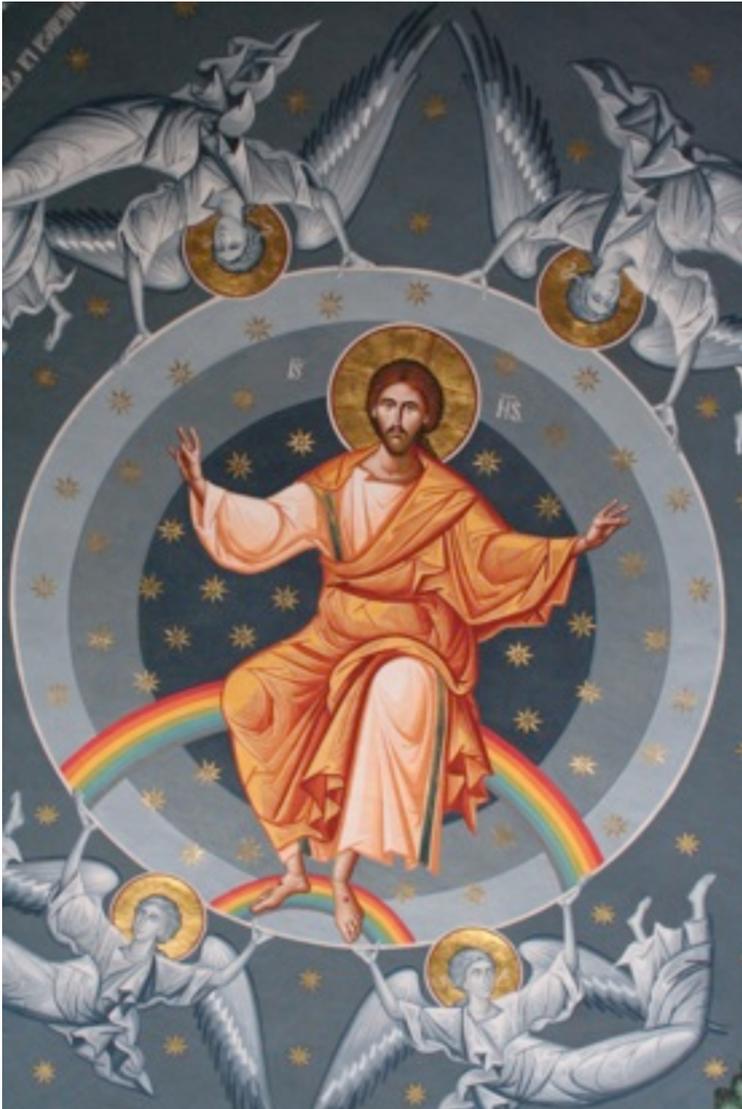


bezog. Der Ruf von der Weisheit und Liebe der Mönche und der spürbaren göttlichen Freude, in der sie lebten, von ihrer Treue zum Altvater und untereinander, erscholl weit in die rumänischen und slawischen Länder und zog viele edle junge Männer an, die sich unter Paissie in den Chor der Engel einreiheten. Elf Jahre später siedelte die hl. Gefolgschaft in das weiter südlich gelegene Kloster Secu um. Als dann die Zahl der Mönche dort auf Tausend anwuchs, mußten sich die Väter schweren Herzens aufteilen. 700 gingen nach Neamtz, 300 blieben in Secu. In dieser Zeit übersetzten Paissie und seine Schüler zahllose Schriften heiliger Altväter über das Herzensgebet und die Erlangung der Herzensreinheit, über den heiligen Gehorsam, die Überwindung des Eigenwillens und viele andere Dinge des mönchischen Lebens aus dem unermesslichen Schatz der heiligen Überlieferung sowohl ins Rumänische als auch ins Kirchenlawische. In der Folge seines Wirkens blühte das rumänische Mönchtum weithin auf, und von den Früchten zehren wir noch heute. Die Grundpfeiler der durch Paissie eingeleiteten geistigen Erneuerung des gottgeweihten Lebens, oder besser: der durch ihn angestoßenen Rückkehr zu den Ursprüngen, waren (und sind!) die Heilige Überlieferung der frühesten Mönchsväter, die geistige Vaterschaft, die Überwindung des Eigenwillens und aller Determinierungen durch die Bindung an den Altvater und die heilige Gefolgschaft; aber auch die Übung des immerwährenden Gebetes,

dem alle großen Altväter der Vergangenheit und der Gegenwart im Leben des Mönches höchste Bedeutung beimessen, und ohne das niemand zur Gottunmittelbarkeit gelangt. Besonders in Rußland und der Ukraine war die alte mönchische Überlieferung durch die „Reformen“ (sprich: Traditionsbrüche) Peters d. Gr., durch Zentralisierung, Überregulierung und politische Eingriffe weitgehend ausgeschaltet worden. Dem Wirken der Schüler des Heiligen Paissie, deren viele wieder zurück in ihre ostslawische Heimat zogen, ist es zu danken, daß zu Beginn des 19. Jahrhunderts die alte authentische Überlieferung wieder neu belebt werden konnte. Seither spricht man in Rußland vom „Starzentum“ – was nichts anderes ist als was wir auf deutsch „Altväterwesen“ nennen. Es handelt sich im Kern um die traditionale Art und Weise der Weitergabe heiligen Wissens und der Initiation lebendiger geistiger Erfahrung, die seit den Anfängen der Kirche bestand (man denke an unseren Herrn Jesus und Seine Jünger, besonders Johannes den Theologen, an Paulus, Hierotheos und Dionysios), die ebenso im alten Testament beschrieben wird (man denke an den Propheten Elia, seinen Schüler Elisa und die „Prophetenjünger“), die von den großen altgriechischen Philosophen (Pythagoras, Platon, Plotin ...) ebenso geübt wurde wie von den Weisen aller weiteren großen Kulturvölker.



Im Dunkel der anbrechenden Nacht gleiten wir über den festgetretenen, zu Eis verdichteten Schnee zur Winterkirche, wo die Mönche gerade das Nachtgebet beenden. Sie stehen schon im Halbkreis in der Vierung des Tempels und singen den Hymnos „Überwältigt von der Schönheit ...“ an die allheilige Gottesmutter. Erzabt Benedict bittet uns, auch etwas zu singen, was wir gerne tun, ehe er uns in das Abtshaus führt. Der großzügige Neubau ist weitgehend im alten Stil errichtet. In seinem Obergeschoß aber befindet sich ein Kleinod: die frisch aus-



gemalte Kapelle, deren Bildreigen von transzendentaler Einsicht, harmonikalem Feingefühl und großer künstlerischer Meisterschaft zeugt. Überhaupt findet sich, wie wir überall auf dem Wege feststellen können, die Kunst der Ikonen- sowie der Wandmalerei auf einem Höhepunkt der Ausdrucksfähigkeit und Kunstfertigkeit, wie er wohl seit dem späten byzantinischen Reich nicht mehr erreicht worden ist. Die Arbeit an den unzähligen Kirchen, die in den vergangenen zwanzig Jahren neu gebaut, renoviert und ausgemalt worden sind, dürfte zu dieser Kunstblüte ihren Teil beigetragen haben.

Während der folgenden Tage genießen wir die denkbar aufmerksame Gastfreundschaft

der hl. Väter des Klosters. Da Vater Abt Benedikt nach Craiova am anderen Ende Rumaniens reisen muß, nimmt sich sein Bruder, Vater Antonios, Zeit für uns. In seinem wunderbaren, aus der klassischen und romantischen Literatur geschulten, Deutsch erzählt er vom Leben der rumänischen Kirche und des

rumänischen Mönchtums. In der Neamzer Klosterkirche fallen die westlich anmutenden spätgotischen Türfassungen und Fensterlaibungen auf, wie man sie von orthodoxen Kirchen ansonsten nicht kennt ...



... Wir erfahren, daß der Tempel von deutschen Baumeistern aus dem benachbarten Siebenbürgen ausgeführt worden ist, die damals hoch geschätzt waren und ihre Bautraditionen hier mit einfließen ließen. Wir verehren das Grab des heiligen Paissie, die wundertätige Ikone der allheiligen Gottesmutter, und empfangen Kraft von diesen Heiltümern.

Eine halbe Autostunde weit von Neamz führt uns Vater Antonios ins Kloster Secu, eine Gottesfestung mit fünfzig Mönchen. Kaum eingetreten, kommt uns auf dem Klosterhof der Abt, Altvater Binzens, entgegen, ein Mann von heiterem Herzen und göttlicher Freude. Ich erinnere mich der Worte, die Altvater Joanikios unserem Altvater auf dem Heiligen Berg immer sagte: „Trachte zuerst nach der göttlichen Freude!“ Auf's herzlichste werden wir ins Herrenzimmer geladen, wo wir des guten Kaffees und des noch besseren moldawischen Weines genießen, wie es die Gastfreundschaft gebietet.

Sichastria

Ein paar Werst talaufwärts erreichen wir Sichastria. Schon der Name ein Mythos! Hier lebten während der letzten achtzig Jahre einige der ganz großen Altväter des Landes, zu denen, wie heute zu Altvater Justin, täglich hunderte von Menschen von den vier Winden her strömten, um Weisung und Segen zu empfangen. Die Namen dieser Säulen der Kirche – Johanikie Moroi, Paissie Olaru, oder Johanikie Balan – lassen jeden rumänischen Christen ehrfurchtsvoll erbeben. Einem dieser geistigen Helden jedoch gebührt es, ihn als Propheten und verborgenen König des rumänischen Volkes zu bezeichnen: Altvater Kleopa.

Als Sohn eines Schäfers im nördlichen Moldawien geboren, schlossen er und seine Brüder Freundschaft mit dem damals noch jungen Heshchaften Vater Paissie Olaru, der unweit ihrer Alm, wo sie in den Sommermonaten Schafe hüteten, in einer Einsiedelei lebte. Sie nahmen an den Gottesdiensten im nahegelegenen Kloster teil, sangen im Chor und halfen den Mönchen bei der Wald- und Gartenarbeit. So reifte in ihm und seinen Brüdern die Sehnsucht nach dem Leben der Ganzhingabe. Als der Junge 17 Jahre alt war, ging er mit seinen beiden Brüdern in das damals weithin gepriesene Kloster Sichastria am Fuße der Ostkarpaten. Seinen Dienst, im Gebirge die Schafe zu hüten, erfüllte er freudig viele Jahre lang. Dabei übte er das Geistige Gebet und las die Schriften der heiligen Väter, die sich ihm so tief in sein Gedächtnis einprägten, daß er sie später wörtlich wiedergeben konnte. 1937 empfing er die Mönchsweihe und ward als Vater Kleopa neu geboren. 1941 brannte das aus Holz erbaute Sichastria in einer Stunde nieder. Der hochbetagte Altvater Abt Johanikie, der das Werk von dreißig Jahren in Asche liegen sah, machte drei große Metanien vor der Kirchenruine und sprach mit den Worten des gerechten Hiob: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“ Zur Verwunderung der Mitbrüder benannte er kurz darauf den kaum dreißigjährigen Klosterschäfer Kleopa zu seinem Nachfolger. Es folgte der durch die Kriegseignisse erschwerte Wiederaufbau, der nur aufgrund der materiellen Hilfe der benachbarten Erzabtei Neamţ und der vielen Gläubigen des Landes möglich wurde. Vater Kleopa empfing die Priesterweihe und begann sein segensreiches Wirken als junger Abt, dessen Kunde bald in alle Teile des Landes erscholl und viele Novizen anzog.

1948 wurde er von der kommunistischen Geheimpolizei Securitate in einem Betonteller festgehalten, wo er stehend, ohne Schlaf, Speise und Trank fünf Tage

lang ununterbrochen verhört wurde. Dabei wurde ihm grelles Licht aus Scheinwerfern in die Augen gerichtet. Allein dank der Kraft des immerwährenden Herzensgebetes überstand er diese Tortur ohne den Verstand zu verlieren. Um weiteren Verfolgungen zu entkommen, zog er sich in den folgenden Jahren mehrmals für längere Zeit allein oder mit einem treuen Gefährten in die Berge zurück; das erste Mal 1948 sechs Monate lang, das zweite Mal von 1952–1954 und schließlich ab 1959 sechs Jahre lang. Damals sind vor allem die jüngeren Mönche aus den Klöstern in die „Umerziehungslager“ verschleppt worden. Nur wenige haben diese Hölle überlebt. In seiner unfreiwillig erwählten Bergesamkeit bestand er, neben dem Ungemach durch Wetter, Eis und Schnee, Wölfe und Bären, auch schwere geistige Kämpfe. Als später einige von jugendlicher Begeisterung entflammte, aber geistig noch unerfahrene, Studenten seine Großtaten nachahmen wollten, sagte er lachend zu ihnen: „Selbst wenn ihr euch in der Wildnis an einen Baum kettet, würdet ihr, sobald die finsternen Scharen der Dämonen kommen euch zu peinigen, eher mit dem ausgerissenen Baum auf dem Rücken zurück ins Tal gerannt kommen, als daß ihr diesen Kräften zu trotzen vermöchtet ...“

In den Zeiten, die er unversteckt verbringen konnte, sprossen, wo immer er sich bewegte, Blumen aus dem Boden. Patriarch Justinian bat ihn 1949 mit einem Teil seiner Jünger in ein anderes Kloster, Slatina, zu gehen, um dort das geistige Leben wiederherzustellen. Kaum daß er mit dreißig Jüngern in das halbverlassene Kloster kam und das liturgische Leben neu erblühte, traten binnen kürzester Zeit viele Studenten ein, sowie bedeutende Dissidenten, Philosophen, Dichter und Bildhauer. Viele von ihnen sollten nachmals zu den geachtetsten geistigen Vätern des Landes gehören. Zwei Jahren später war die Gefolgschaft auf 80 Väter angewachsen, und ungeachtet des staatlichen Druckes strömten zu den großen kirchlichen Festen Scharen von Gläubigen ins Kloster, um dem Gesang der Mönche und den Unterweisungen des Altvaters zu lauschen. Patriarch Justinian sandte ihn daraufhin für einige Zeit in weitere Klöster im Westen und Norden des Landes; überall richtete er die Achse der Ewigkeit auf und entfachte die verborgen schwelende Blut des Glaubens in den Herzen der Menschen zur lodernnden Flamme. Nach dem Richtungswechsel der politischen Führung 1964, dem eine Generalamnestie für politische Häftlinge folgte, konnte er endlich in das Kloster seiner Metanie zurückkehren. Auch dort setzte nun ein Pilgerstrom ein, der bis zu seinem Tode nicht mehr abreißen sollte. Im ganzen Lande feierte man ihn als Helden der Orthodorie und himmlischen Segen der

Nation. Oft empfing er hunderte von Besuchern an einem Tag und beantwortete alle Fragen, von den einfachsten bis zu den schwierigsten. Seine Antwort war stets dem Verständnis dessen angepasst, der sie stellte, und die einfachen Menschen gingen ebenso gestärkt von dannen wie die Akademiker und die Gebildeten. Er war geistiger Vater nicht nur der Mönche von Sichastria und anderer Klöster, sondern auch mehrerer Bischöfe und zweier Patriarchen. Jedem sagte er offenerzig und mit wenigen Worten, was für sein Heil notwendig war. So wirkte er segensreich bis zu seinem seligen Entschlafen im Jahre 1998, von den Menschen geliebt, von den Weisen verehrt als wahrer Hirte des Volkes und des Landes.

Still ist es in Sichastria. Wir steigen ein paar Stufen hinauf zum etwa hundert Meter oberhalb des Klosters gelegenen Friedhof. Hier ruhen sie, die großen Väter des Landes. Es ist schon Abend, und wir haben das Glück, ganz allein hier zu sein. Die Dämmerung senkt sich; es ist die Zeit, da man einen schwarzen Faden nicht mehr von einem weißen unterscheiden kann, da die ganze Natur innehält, und der Abendgesang im Tempel beginnt. Ehrfürchtig stehen wir in diesem heiligen Hain. Hochgewachsene Fichten umfrieden den tiefverschneiten Temenos; auf den Gräbern schimmern Öllampen. Ein Waldtempel, dessen Dach der Himmel, dessen Säulen die kräftigen Stämme der Fichten, und dessen Ikonen die Gräber der heiligen Väter. Es duftet nach Weihrauch, doch weniger physisch als vielmehr vom Hauch der göttlichen Gnadenkraft, der von der anderen Seite herüberweht. Der Leib will zu Boden sinken, der Erde näher sein, die von diesen Leibern geweiht ist; die Seele aber wird hochgerissen, zu den ewigen Höhen hin. Augenblicke der Erdenzeit – Einbruch der Ewigkeit. Oh, ihr heiligen Väter, betet auch für uns und unser verlorenes, im lähmenden Nebel geistiger Unwissenheit und Gottesferne hinstolperndes deutsches Volk!

An diesem Abend möchte uns Vater Antonios noch ein anderes berühmtes Kloster zeigen, das nahegelegene Agapia. Wieder fahren wir eine halbe Stunde mit unserer Motordroschke und erreichen schließlich das in einem freundlichen Tal gelegene Klosterdorf. Hier leben (wie auch im nahen Baratec) sage und schreibe dreihundertfünfzig Nonnen; die eine Hälfte in dem von großen Mauern umgebenen Gemeinschaftskloster am oberen Ende des Dorfes, die anderen in kleinen Mönchsfamilien, deren gepflegte Häuser beide Seiten der Dorfstraße säumen. Vater Antonios schwärmt von den Blumen, die im Sommer hier alles in einen phantastischen Paradiesgarten verwandeln. Wir besuchen die Klosterkirche, wo die Mütter sich auch außerhalb der Gottesdienste zum Gebet abwechseln, und die Schneiderei, wo auf in Deutschland austrangierten, aber völlig funktionstüchtigen,

hochwertigen Strickmaschinen Schals, Westen und Jacken hergestellt werden.

Jedes der Klöster, die wir in der Moldau besuchten, ist eine eigene, in sich geschlossene Welt. Jedes hat sein ureigenes Gepräge, auch gibt es hier und dort durchaus unterschiedliche Ansichten zu liturgischen oder weltanschaulichen Fragen. So gelten manche Gemeinschaften als „streng,“ andere als „liberal,“ die einen sind für die EU, die anderen dagegen, usw. Und doch herrscht gegenseitige Hochachtung, ein auffällig gutes Klima unter den Klöstern. Niemals und nirgendwo vernahmen wir auch nur einen Anflug von Austerrederei: „Da kann man nicht hingehen ...“ oder „die sind so und so...“ Nichts dergleichen. Unterschiede in den Meinungen werden nicht verdrängt, haben aber keinen Einfluß auf den mönchischen Geist und die wechselseitige Verbundenheit. Es mag die nicht allzuweit zurückliegende Erfahrung der Verfolgung sein, die alle weltlichen Meinungsunterschiede belanglos macht, die jede niedrige Besinnung oder Selbstüberhebung wie Feuer verbrennt, und den Blick auf das Eigentliche gerichtet hält. Doch drückt sich letztlich hierin auch die ungeheuchelte Demut und echte Hingabe der Gottgeweihten aus, das orthodoxe geistige Ethos.



Wir blieben noch einen Tag länger als geplant in Neamț, denn Vater Antonios hatte uns sehr ans Herz gelegt, auch das neben dem Kloster befindliche

geistige Seminar zu besuchen. Es ist ein orthodoxes Gymnasium mit Internat, wo die Schüler neben den üblichen Schulfächern auch eine theologische Grundausbildung erhalten. Ganzer Stolz des Seminars ist die herrlich neuerbaute Kirche – was Gestaltung, Werkstoffe und Freskenmalerei angeht, eine der Schönsten, die wir auf unserer Reise sehen konnten. Man wird regelrecht in die Bilderwelt des heiligen Geschehens hineingezogen. Einzigartig auch die vergoldeten korinthischen Kapitelle, auf denen die weiten Gewölbe ruhen.

Vater Johannes Mihoc, Sproß der rumänischen Priesterdynastie Mihoc, ein wahrer Bär im Angesicht des Herrn, führt uns durch seine Schule, die sich fast wie ein Kloster anfühlt. Außer den Abiturienten erlangen hier auch Mönche und Nonnen die Hochschulreife und erlernen Ikonenmalerei und Kirchengesang. Als wir in das Musikkabinett kommen, probt eine wild pubertierende Jungenshorde



gerade einen romantischen Chorsatz, der ihnen nicht so recht über die Lippen perlen will. Ihr Herz brennt offenbar für etwas anderes. Endlich bitten sie den Musiklehrer, ob sie nicht einen kirchlichen Hymnos vorsingen dürfen. Na also – das können die Jungs richtig gut; alle sind Feuer und Flamme. Ich denke mir im Stillen: „Fünfzehn müßte

man nochmal sein ...“ Vater Johannes Mihoc nimmt sich viel Zeit, und so erfahren wir bei der Weinprobe im Speisesaal, daß der Staat lediglich die Lehrergehälter und die Heizkosten bezahlt (immerhin), daß sich das Seminar aber im übrigen vollständig selbst finanzieren muß und sogar für den Kirchenbau aufkommt. Gewiß, es gibt auch Spenden von den Gläubigen, aber so ein Haus und so ein Neubau sind auch in Rumänien teuer. Dank des Landbesitzes kann das Seminar eine eigene kleine Landwirtschaft betreiben. Ackerbau, Rinder, Schafe und Hühner versorgen die Schüler nicht nur mit bestem Essen, sondern werfen soviel Gewinn ab, daß sich die Schule darüber finanzieren kann. Aber ein bißchen erfinderisch muß man schon sein. Ein Traktor aus Deutschland hätte maßlos hohen Zoll gekostet. So wurden denn einige Ladungen Schrott geliefert, die ein findiger Monteur im Kloster zu einem fast neuwertigen funktionsfähigen Traktor zusammenbaute. Auch die Schüler selbst packen in der Landwirtschaft mit an, so daß sie nicht nur akademisch gebildet, sondern auch mit den elementaren Grundlagen

des Lebens vertraut gemacht werden. In der Tat wirken alle sehr geerdet und unkompliziert. Man kann nur staunen, wie manche schwere Bauernhand da mit feinem Pinsel subtile Farb-übergänge in der Ikonenmalerei zaubert, und wie manche zarte Mädchenhand mit Hacke und Faufe umgehen mag.

Am späten Nachmittag führt uns Vater Antonios zu einer größeren Einsiedelei, Scoana, die in den Wäldern des Klosters versteckt liegt. Über eine holprige Schotterpiste gelangen wir in ein verschneites Bergtal. Die Landschaft ist so märchenhaft, daß wir es nicht aushalten in der Droschke, sondern die letzte Meile zu Fuß laufen. Das fahle Abendlicht, Nebel und leichtes Schneetreiben lassen die gestaffelten Klostertürme samt den mächtigen Bäumen und blauen Berggipfeln zu einer zauberischen Symphonie von heiliger Landschaft und heiliger Architektur im blaugrünen Dunst verschmelzen; ein Turnersches Kunstwerk, das die Gegenstände mehr ahnen als sehen läßt. Aber gerade dadurch taucht das Urbild des Klosters schlechtthin auf, hallt im Herzen sehnsuchtsvolle Erinnerung ans ewige himmlische Heiligtum wider ...



Skit Scoana bei Neamț



Geistiger Frühling in Bulgarien

Eigentlich hatten wir noch vorgehabt, in der Dobrudscha Ausgrabungsstätten gotischer orthodoxer Kirchen zu besuchen, auf die uns Altvater Justin aufmerksam gemacht hatte. An einer dieser Stätten hat er sogar eine klösterliche Niederlassung gegründet. Aber die Fahrt nach Süden nahm zuviel Zeit in Anspruch; zwischen-
drin mußten wir zu allem Überfluß das Auto reparieren lassen ...

Die große Donaubrücke aus der Stalinzeit, die vom rumänischen Giurgiu südlich von Bukarest ins bulgarische Kuse führt, ist keine Schönheit. Und in der weiteren Umgebung von Bukarest, das muß man leider sagen, haben Kommunismus und Globalismus großes Unheil angerichtet, so daß heute von dem eigentlich schönen, fruchtbaren Land nicht mehr viel zu sehen ist. Unmengen an Plastikmüll und Bauschutt, die gleichmäßig in der Landschaft verteilt sind, fügen sich hohnlachend zu Industrieruinen, hoffnungslos verstopften schlechten Straßen und irrsinnigem Konsumwildwuchs. Das graue Nebelwetter, das hier so ganz anders wirkt als in den heiligen Bergen des Nordens, mag seinen Anteil an der Tristesse gehabt haben, aber doch atmen wir auf, als wir die Donau überquert haben und in das (im Kontrast) bemerkenswert aufgeräumte Bulgarien kommen. Wir lassen die Stadt links liegen und versuchen Strecke zu gewinnen. Vor uns dehnt sich das bis zum Balkangebirge reichende nordbulgarische Hügel-
land, das alte Moesia inferior des römischen Reiches. Das Land ist nur dünn besiedelt; die sichtlich verarmten und heute vom Aussterben bedrohten Dörfer haben in den 60-er bis 80-er Jahren offensichtlich bessere Zeiten erlebt. Aber wir freuen uns über die trotz der Armut liebevoll gepflegten Gärten um die Häuser, und die trotz des beginnenden Verfalls noch unzerstörten Weichbilder der Dörfer, die von modischen Architektursünden so gänzlich verschont sind. Kein Großmarktschrott, nur die Baustoffe, die das Land selber hergibt: Steine, Lehm, Holz. Ein guter Denkmalschutz, eine behutsame Erneuerung, Sicherheit und Hilfen für Kleinbauern und Gärtner und ein gesundes Traditionsbewußtsein könnten hier Wunder wirken. Unterwegs lassen wir den Wagen stehen und betrachten das Land mit Muße. Das erste ist die Stille – nur das Rauschen des Windes, das Ziehen der Wolken. Dann die Weite. Der Blick schweift über hügeliges Land, das weitgehend sich selbst überlassen ist. Waldsteppe, viele freie Matten, verwilderte Felder und Gärten. In der Ferne ein Dorf mit den charakteristischen eingeschossigen, fast quadratischen walmgedeckten Häusern, dessen Braungrau sich kaum von den

umgebenden Äckern unterscheidet. Die Sinne finden Ruhe an diesen wunderbar sanften, angenehm erdigen Tönen. Schemenhaft glänzen im Süden die Schneegipfel der Stara Planina, des Balkangebirges, im neblichten Dunst.

Nun aber, beim zweiten Hineinfühlen, sehe ich Musik. Das Land, das sich so sanft und erhaben vor uns breitet, ist Musik, steingewordene, wind- und wasser- gestaltete Klangfluten; das Dorf dahinten ein leiser, kaum wahrnehmbarer menschlicher Chor im fließenden Gesang der allwaltenden erdhütenden Geistmächte. Und da: ist es die Melodie einer Hirtenflöte, die der Wind uns zuträgt ...?

Auf halbem Wege nach Sofia, in der Industriestadt Lowetsch, besuchen wir einen Mann, den Vater Abt seit langem gerne kennenlernen wollte: den ehrwürdigen Metropolitan Gabriel. In der verlebten Altstadt, die noch passable Reste durchaus alteuropäischen und altorientalischen Charmes birgt, finden wir die Kathedrale – ein würdiger, aber eher zurückhaltender, Tempel aus jener Zeit, die in Bulgarien „Wiedergeburtzeit“ genannt wird. Raum betreten wir das Heiligtum, kommt er uns auch schon entgegen, als hätte er auf uns gewartet. Ein kraftvoller Mann mit weißem Bart, ruhig und gesammelt – ein geistiger Kämpfer, das ist offensichtlich. Er lädt uns zu einem Tee in seine Metropole ein. Kein glatter Diplomat, kein Großredner; eine Freude mit ihm zusammenzusitzen und zu sprechen! Alles an ihm erinnert an einen echten Athos-Altvater. Beim Abschied macht Vater Abt als Zeichen seiner Hochachtung und Ehrfurcht eine große Metanie vor dem Bischof, wirft sich ganz vor ihm zu Boden und erbittet seinen Segen. Was aber tut Seine Hochheiligkeit? Auch er wirft sich ebenso ganz vor unserem Altvater nieder, ungeachtet seines Ranges. Am nächsten Tag erfahren wir, daß er einer der drei vom Heiligen Synod gewählten Anwärter auf den Patriarchenthron ist. Wenn solche Männer zur Wahl stehen, kann man mit Zuversicht in die Zukunft blicken.

Sofia – Serdica

Das antike Serdica war, ähnlich unserem Trier, eine der bedeutenden Städte des römischen Reiches; auch seine christliche Überlieferung reicht in diese ältesten Zeiten zurück. Dies läßt sich beispielhaft an dem Ort erfahren, wo uns das Patriarchat die nächsten fünf Tage beherbergt. Das am Stadtrand von Sofia gelegene Kloster des heiligen Minas ist bereits im frühen 5. Jahrhundert gegründet worden. Damals war es, wie uns Vater Athanasios erzählt, eines der bedeutenden

Klosterzentren des altgotischen Reiches. Wir befinden uns also, so scherzt man, im ersten deutschen orthodoxen Kloster der bulgarischen Kirche.⁶ Seine Blütezeit erlebte das Heiligtum während des ersten bulgarischen Reiches um die Jahrtausendwende, als es zu einer großen Lavra mit über vierzig Kirchen und Kapellen und einer geistigen Akademie heranwuchs. Zur Zeit der Türkenherrschaft wurde es mehrmals zerstört und starb schließlich aus. Nachdem man in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei Ausgrabungen auf Reste der alten Grundmauern und liturgische Gegenstände gestoßen war, siedelten sich während des Weltkrieges einige aus ihrer Heimat vertriebene russische Nonnen hier an, erbauten ein bescheidenes Kirchlein und lebten in stillem Gebet und Gottesdienst, bis ihre Erdenzeit erfüllt war. Da sie während des Kommunismus keine Novizinnen aufnehmen durften, starb der Konvent aus. Heute versehen drei junge verheiratete Priester hier den Heiligen Dienst. Und diese waren es auch, die uns mit weit geöffneten Herzen und der ganzen Größe balkanesischer Gastfreundschaft aufnahmen und uns mit der Geschichte des Klosters vertraut machten.

Die Kathedrale – Tempel des Volkes

In jedem Menschen findet sich, im innersten Gemach der Seele, oder wie Meister Eckhart es nennt, im „tiefften Grund“ oder „Ungrund“ des Herzens, der vor der Welt verborgene heilige Ort: unser inneres Allerheiligstes, wo Himmel und Erde, Ewigkeit und Zeit sich berühren, wo die Lüge verbrennt und das innere Wissen um Wahrheit, Sinn und Ziel des Seins ruht. Es ist der Ort, wo Gott wohnt, oder besser: wo wir Ihn wahrnehmen und mit Ihm verbunden sind, sobald wir das Getöse der Gedanken und Launen abstreifen und in die innere Stille lauschen.

In jedem Haus, jeder christlichen Familie, gibt es die „Heilige Ecke,“ oder den „Herrgottswinkel,“ der diesen innersten Ort des menschlichen Herzens im Außen abbildet. Das Dorf als nächstgrößeres Gemeinwesen birgt wiederum in seiner Mitte ein Heiligtum – die Kirche. Auch hier werden Himmel und Erde

⁶ Es ist bekannt, daß die orthodoxen Goten in Moesien, also im heutigen Bulgarien und in der rumänischen Dobrudscha, bis ins 10. Jahrhundert ihre eigene dem Althochdeutschen ähnliche Sprache erhalten konnten und auch im Gottesdienst benutzten. Dazu sind uns zwei Zeugnisse überliefert: 1.) bezieht sich der hl. Kyrrill in seiner berühmten venezianischen Rede wider die Drei-Sprachen-Häresie u. a. auf das Gotische als altbekannte liturgische Sprache, und 2.) berichtet der Geschichtsschreiber Walafried Strabo im 9. Jh, daß es in Tomis (dem heutigen Constanza) weiterhin Bibel und Liturgie in gotischer Sprache gebe, womit er sich auf die orthodoxen Goten bezieht, die in der Dobrudscha, der Südukraine und auf der Krim lebten.

verbunden und der Mensch in seiner geistigen Natur und Würde angesprochen, so die heilige Überlieferung gewährleistet ist. Der weithin sichtbare Kirchturm oder der Bierungsturm der orthodoxen Kreuzkuppelkirchen ist nichts anderes als die Weltensäule, die *axis mundi*, Zeichen der Verbindung von Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit, Materie und Geist. Jeder Stamm, jedes Volk wiederum bildet sich um ein zentrales Stammesheiligtum. In heidnischer Zeit waren es bei uns meist Naturheiligtümer, wie die Erternsteine der alten Sachsen; in christlicher Zeit endlich ein bedeutendes Kloster, in unserem Falle Corvey, und natürlich die jeweilige Bischofskirche: Hildesheim, Paderborn und Magdeburg, eine für jeden der drei sächsischen Stämme.

Jedes christliche Volk wiederum baut sich ein nationales Heiligtum als Symbol und Brennpunkt der geistigen Identität und Geschichte, manchmal sind es auch mehrere. Hier werden Könige gesalbt, werden Patriarchen eingesetzt und nach ihrem Hinscheiden von den Menschen beklagt und verabschiedet. Der Bau eines solchen Heiligtums wird vom ganzen Volk getragen. Kein Opfer ist zu groß, kein Baustoff zu teuer. Die besten Künstler des Landes bearbeiten seine Steine, malen seine heiligen Bilder, vergolden die Bilderwände und die heiligen Geräte. Das war schon so vor viertausend Jahren in der vorgermanischen Bronzezeit, als die Wände der hölzernen Tempel mit warmleuchtendem Bernsteinlack veredelt und die hölzernen Dachschindeln vergoldet waren, so daß man sie einen halben Tagesmarsch entfernt noch sonnenhaft leuchten sah; so war es beim Bau des Tempels zu Jerusalem, da Salomo alle Kräfte, alles Können, allen ihm zu Gebote stehenden Reichtum und alle Kostbarkeiten aufbot, das Haus des Herrn zu jener äußersten Schönheit heranzubilden, die den himmlischen Thronsaal Gottes auf Erden widerspiegelt. Dasselbe Prinzip war gegeben beim griechischen Nationalheiligtum in Delphi an den Hängen des Parnass, auf der heiligen Insel Delos, beim Tempelberg zu Athen und zahllosen anderen Beispielen. In christlicher Zeit ist die Hagia Sophia in Konstantinopel zur „Kirche aller Kirchen“ geworden, die die verschiedenen Völkerschaften des Reiches zu dem „einen orthodoxen Ethnos“ verband, welches später mit der griechischen Nation in eins gesetzt wurde und wird. Auch in jüngster Zeit entstanden Kathedralen und Klöster als Orte des geistig-liturgischen Lebens. In Rußland gelten seit Jahrhunderten die Heilige Dreifaltigkeitslawra nördlich von Moskau und die Maria-Himmelfahrtskathedrale im Moskauer Kreml als wichtigste Heiligtümer des Landes. Während die Krönungskirche der Zaren im Inneren des Kremls den Volksmassen nur bedingt zugänglich war, entstand im neunzehnten Jahrhundert mit der Erlöser-Kathedrale ein

wirkliches Volksheligtum. Ich durfte in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts in Rußland miterleben, wie sich das ganze russische Volk um diesen Kirchenbau mühte, vom Patriarchen und den Oligarchen bis zu den Omis, die ich im Altenheim in Novosibirsk betreute. Heute wird jedem, der sich Moskaus innerem Ring nähert, Geist und Sinn erhoben, wenn er die Erlöser-Kathedrale wie einen heiligen Schrein im Herzen der Riesenstadt prangen sieht. Die Sophientirche und das Höhlenkloster in Kiew aus dem 10. Jahrhundert, aus dem 20. Jahrhundert die Kirche des heiligen Sawa in Belgrad, aus dem 21. Jahrhundert die Dreifaltigkeitskathedrale im Zentrum von Tiflis – die Aufzählung ließe sich fortsetzen.



In Sofia genügt ein Blick auf den Stadtplan, um den eigentlichen Nabelpunkt der Hauptstadt, ja des ganzen Landes zu finden: die Alexander-Newski-Kathedrale. Während ihre große goldene Hauptkuppel an die Hagia Sofia zu Konstantinopel erinnert, ist sie hinsichtlich der übrigen Bauweise von der russischen Kirchenbaukunst des 19. Jahrhunderts sowie vom wilhelminischen Byzantinismus der deutschen Kaiserzeit beeinflusst – wobei alles mit Feingefühl und handwerklicher Vollendung zu einem neuen organischen Ganzen gewoben ist. Sie ist nicht zuletzt Ausdruck und Sinnbild des nach fünf Jahrhunderten Fremdherrschaft wieder erstandenen bulgarischen Staates. Zwei Steinwürfe entfernt

aber steht die weitaus ältere Kathedrale der göttlichen Weisheit, die Hagia Sofia, die einst der Stadt ihren Namen gab und 1800 Jahre Gebet atmet. Monastisches Gegenstück zur Patriarchenkirche ist das Rilafloster südlich der Hauptstadt. Doch dazu später.

Mehr als ein halbes Jahrhundert hatte es nach der Befreiung des Landes gedauert, bis die bulgarische Kirche wieder einen eigenen Patriarchen wählen konnte. Der Neuanfang fiel aber in die Zeit der kommunistischen Herrschaft, so daß die eben erst wieder selbständig gewordene bulgarische Kirche von den Machthabern des eigenen Landes furchtbar unterdrückt wurde. In dieser schweren Zeit – vor allem das Mönchtum wurde noch nachhaltiger als in Rumänien verfolgt und fast gänzlich ausgerottet, Kirchen wurden geschlossen, abgerissen oder zweckentfremdet, die Gläubigen eingeschüchtert – lenkte Patriarch Kyrill das Schiff der Kirche, und nach ihm, während der letzten vier Jahrzehnte, Patriarch Maxim. Beide versuchten unter den extremen Bedingungen eines antichristlichen, kirchenfeindlichen totalitären Staates ein Mindestmaß kirchlichen Lebens aufrechtzuerhalten und zu retten, was zu retten ist. Wie unangebracht, unbillig und töricht kommen die heute oft gehörten Vorwürfe von der „Kollaboration mit den Kommunisten“ und dergleichen daher ...

Die Haltung der bulgarischen Kirche im II. Weltkrieg

An dieser Stelle sei ein Erkurs gestattet, die ein Licht auf die menschliche Größe und geistige Unforumpierbarkeit bedeutender bulgarischer Hierarchen wirft. Während des zweiten Weltkrieges war Bulgarien bekanntlich mit Deutschland verbündet. Doch war es, entgegen heute verbreiteten Behauptungen, alles andere als ein willfähriger Vasall des sogenannten „Dritten Reiches,“ sondern vielmehr ein treuer, sehr eigenständiger und echter Freund der Deutschen. Diplomaten des Naziregimes stellten frustriert fest, daß „für die Judenfrage die Bulgaren keinerlei Verständnis besaßen.“⁷ Während aus anderen osteuropäischen Ländern die Menschentransporte zu den Konzentrationslagern rollten, stießen die Nazi-Ideologen bei den verbündeten Bulgaren auf beinharten Widerstand. Vor allem die Kirchenleitung und das Zarenhaus setzten mutig Macht und Leben aufs Spiel, um den Mord an Unschuldigen zu verhindern. Als Innen-

⁷ H. J. Härtel, Bulgarien vom Mittelalter bis zur Gegenwart.

minister Gabrowski ein antijüdisches Gesetz verabschiedete, ging am 2. April 1943 ein Protestschreiben des Heiligen Synod an den Ministerpräsidenten Filov, wo es heißt: „Das Prinzip des Rassismus, demzufolge gewisse Mitglieder der Gemeinschaft verfolgt, eingeschränkt und ihrer Rechte beraubt werden können, nur weil sie einer bestimmten Rasse angehören – in diesem Falle der jüdischen Rasse – kann vom Standpunkt der christlichen Ethik aus nicht gerechtfertigt werden ... Unser Volk mit seiner Seele und seinem Gewissen, mit seinem Bewußtsein und seiner Überzeugung kann keine Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Gewalt gegenüber irgend jemandem dulden ... Gottes Gesetz, welches alle menschlichen Gesetze übersteigt, verpflichtet uns unbedingt, daß wir den Leiden eines unschuldigen Volkes, gleich welcher Rasse, nicht indifferent gegenüberstehen ... Die Bulgarische orthodoxe Kirche ist der Überzeugung, daß sie den Verfolgten und Unterdrückten ihre Hilfe nicht versagen kann. Verweigerte sie diese Hilfe, würde sie sich selbst untreu...“⁸ Mehrere Metropoliten gingen in ihren Predigten auf die Probleme ein. Metropolitan Stefan von Sofia verbarg den Oberrabbiner in seiner Wohnung; Metropolitan Kyrill von Plovdiv, der spätere Patriarch, heftete sich einen Judenstern ans Mönchsgewand und gewährte ebenfalls Juden in seinem Hause Schutz und Unterkunft, erklärte öffentlich seinen Ungehorsam gegenüber dem Staat und rechnete mit der Verhaftung. Viele bedeutende Persönlichkeiten der Kirche und viele Gläubige haben diese Haltung ihrer Hirten nachgeahmt und nicht nur die Deportation der Juden aus Bulgarien, sondern auch den Weitertransport aus dem Süden erfolgreich verhindert.⁹ Nach dem ungeklärten Tod des Königs Boris III. wurde sein noch kleiner Sohn, der heutige Zar Simeon, in der Kathedrale zum König gesalbt. Prinz Kyrill von Preslaw, der Bruder des Verstorbenen, wehrte den Zugriff Hitlers auf die Vormundschaft (und damit auf wesentliche politische Entscheidungsbefugnisse) ab und übernahm selber die Vormundschaft. In seiner Eigenschaft als Vormund des Zaren und Regent setzte er persönlich durch, daß der größere Bündnispartner die bulgarische Haltung dulden mußte. Dieser Mann wurde dann 1945 von den Kommunisten ermordet. Solch eine klare und geschlossene Haltung der ganzen Kirche ist absolut einmalig im Europa des verflorenen Jahrhunderts und spricht für den Mut und die Wahrhaftigkeit

⁸ Protokoll des Heiligen Synod Nr. 6 vom 22. April 1943. Vgl. Nikolaus Thon, Quellenbuch zur Geschichte der orthodoxen Kirche.

⁹ Vgl. Döpmann, Kirche in Bulgarien von den Anfängen bis zur Gegenwart. Wer weiß, ob die Geschichte des 20. Jahrhunderts nicht anders verlaufen wäre, wenn es damals eine geistig intakte deutsche orthodoxe Kirche gegeben hätte?

jener heiligen Hierarchen. Thron und Altar des bulgarischen Volkes haben damals das Leben zigtausender unschuldiger Menschen gerettet. Dieser guten Tradition sind auch die heute amtierenden Hierarchen verpflichtet. Und auch heute nimmt die Kirche in bestimmten Fragen eine „nicht opportune“ oder „unzeitgemäße“ Haltung ein, denn die tieferen, verborgenen Kraftlinien der Ereignisse unserer Zeit werden noch beobachtet. Nur so kann man sich der Vereinnahmung durch übermächtige politische Interessen entziehen und den orthodoxen christlichen Geist, zur Not auch gegen den Zeitgeist und das Volksgeheul der Verführten und ihrer Verführer, aufrecht erhalten. Gott sei Dank! Es liegt in der Natur der Sache, daß eine solche Haltung, genau wie vor 75 Jahren, zu Konflikten mit den Kräften und Mächten dieser gefallenen Welt führt. Aber am Ende ist die Treue vor Gott, sind Liebe und Wahrheit, menschliche Größe und die Verankerung in der Ewigkeit der Maßstab, nach dem wir alle einst gerichtet werden.

Die bulgarische Kirche nach der Wende

In Bulgarien führte der Zusammenbruch des Staatskommunismus keineswegs zu einem Ende der Repressionen gegen die orthodoxe Kirche; lediglich die Methoden hatten sich geändert. Während das orthodoxe kirchliche Leben überall in Osteuropa eine neue Blütezeit erlebte, wurde diese Entwicklung in Bulgarien durch eine staatlich lancierte künstliche Kirchenspaltung unterbrochen und die natürliche Entfaltung der geistigen Seite des Volkes gehemmt, so daß das Land nicht nur materiell, sondern auch geistig zwei weitere schwere Jahrzehnte durchleben mußte. Metropolitan Nathanael von Nevrokop berichtete: 1990 wagten sich die Menschen erstmals wieder in die Kirche; 1991 waren die Kirchen bis zum letzten Platz gefüllt, und 1992 standen zu Ostern noch Tausende vor den Pforten ... Es bestand „Gefahr,“ daß die Kirche – ähnlich wie es z.B. in Georgien tatsächlich geschehen ist – zur wichtigsten Kraft im Lande würde. Dies gefiel dem Fürsten dieser Welt gar nicht, und so fand er, man muß es leider sagen, Menschen und Mittel, die ihm dienstbar waren. Ausgerechnet die Ex-Kommunisten, die über Nacht auf wunderbare Weise zu Demokraten mutiert waren, verkündeten, daß die bulgarisch orthodoxe Kirche in kommunistische Machenschaften verstrickt sei und somit nicht länger als rechtmäßige Kirche des Volkes gelten könne. Mit massiver Unterstützung durch die Regierung wurde ein Gegenpatriarch samt einigen Spalterbischofen als Gegen synod eingesetzt und die ganze Propaganda geschickt

über die Massenmedien verbreitet. Der „Neuen Kirchenführung“ wurden das Patriarchatsgebäude sowie viele Kirchen und Landbesitz übergeben, ebenso die wirtschaftlich wichtige Kerzenfabrikation und andere Kirchengüter. So wurden die Menschen verunsichert. Die eigentliche Kirche hatte kaum noch eine Stimme, während Fernsehen und Zeitungen Skandale über Skandale vom wüsten Treiben der Spalter aufhäuften, von denen viele natürlich keine echten Gläubigen waren, sondern Politgewinnler im Priestergewand. Die Menschen waren angewidert: das soll die Kirche Gottes sein? Viele verloren das Vertrauen. Beim nächsten Osterfest standen die Kirchen leer. Die Feinde Christi und Seiner Kirche hatten ihr Ziel erreicht. Lange Jahre zogen dahin, in denen die schwer mißhandelte Seele dieses Volkes wieder hätte zu sich selbst finden müssen, doch in Politik und Medien tobte ein unerklärter und teils unterschwelliger, aber unerbittlicher Kampf gegen die Kirche. Inzwischen ist eine ganze Generation junger Bulgaren ins Ausland gegangen, von denen sich nun viele halt- und wurzellos in den Massengesellschaften der westlichen Welt verlieren.

Dieser tödliche Würgegriff dauerte bis zum Jahre 2005, als es mit Hilfe des Zaren Symeon, der damals die Wahlen als Ministerpräsident gewann, und durch ein Konzil in Sofia, an dem alle orthodoxen Patriarchate und Kirchentümer sich beteiligten, gelang, die Rechtmäßigkeit der ursprünglichen Kirche wiederherzustellen und das Schisma zu überwinden. Langsam, sehr langsam scheinen nun die Wunden zu heilen. Freilich gibt es nach wie vor keinen kirchlichen Religionsunterricht an den Schulen; die Haltung der jüngeren bulgarischen Regierungen ist nicht mehr antikirchlich, hält aber nunmehr auf strenge „Neutralität“ in Fragen der Religion – was in einem orthodoxen Land durchaus unnatürlich ist und vor allem die durch die Regierungen der letzten siebenzig Jahre angerichteten verheerenden Schäden ignoriert. In den mittleren und unteren Verwaltungen sitzen nach wie vor viele Kirchenfeinde. Obwohl es z. B. ein Gesetz gibt, das auf dem Lande in einem Abstand von 500 m von einem Kloster jeden Neubau verbietet, baut derzeit ein Mafiaboss direkt vor der Pforte des altherwürdigen Georgsklosters in Hadschidimowo ein Vergnügungshotel ...

Die Wahl des neuen Patriarchen Neofyt scheint indes ein Wendepunkt zu sein; soviel glauben wir nach einem halben Jahr seines segensreichen Wirkens erkennen zu können. Kehren wir also zurück zu den Geschehnissen des vergangenen Vorfrühlings in Sofia, da wir Zeugen und Mitwirkende bei der Wahl des dritten Patriarchen der neueren bulgarischen Geschichte wurden.

Wahl und Inthronisation des neuen Patriarchen

Am Vorabend der Wahl, die am Sonntag, den 24. Februar AD 2013 stattfand, trafen sich die Delegierten der vierzehn Diözesen im Gebäude des Heiligen Synod neben der Kathedrale zur Einschreibung. Wahlberechtigt waren alle vierzehn Metropoliten samt ihren Biskarbischofen, dazu aus jedem Bistum ein Abt und eine Abtissin als Vertreter des Mönchtums, drei Weltpriester sowie zwei Laien. Bei der Wahl war also tatsächlich, wie einst in der Urkirche, das Gottesvolk in all seinen Ständen repräsentiert, was heutzutage durchaus eine Besonderheit ist.



Am Abend feierten wir alle gemeinsam den Vespertagesdienst in der Kathedrale, an dessen Schluß Metropolit Josef von den Vereinigten Staaten eine bewegende Ansprache hielt. Er rief zu größter Verantwortlichkeit, Ernsthaftigkeit und Gewissenhaftigkeit auf und ermahnte alle Wahlberechtigten, sich nicht von kurzfristigen Interessen, weltlichen Neigungen oder Meinungen leiten zu lassen, sondern in größter Offenheit und Ehrlichkeit den himmlischen Herrn um den Beistand des Heiligen Geistes zu bitten, und dann vor Gott eine gute Entscheidung zu treffen, von der das Wohl der Kirche Gottes und des ganzen gläubigen Volkes abhängt.

Nach dem Vespertagesdienst hatten sich die Wahlberechtigten im Hotel Kila zum gemeinsamen Abendessen einzufinden, wo auch alle übernachteten mußten. Am Sonntagmorgen um fünf brachten Autobusse die Wahlleute unter polizeilichem Geleitschutz zum Gebäude des Heiligen Synod. Dort hatte eben die göttliche Liturgie begonnen, an der auch wir anderen Väter teilnehmen durften. Die etwa 150 Männer und Frauen standen dicht gedrängt im Flur vor der kleinen Kapelle und ich glaube, wirklich alle, oder doch die meisten, baten den Herrn aufrichtig, daß der rechte Mann gewählt würde, den Gottes Ratschluß für dieses Amt in Ewigkeit schon bereitet hat. Ein feuriger Chor aus jungen Seminaristen in schwarzen Talaren sang kräftig in wild bewegter altbulgarisch-byzantinischer Art. Es war in der Tat so, wie Vater Symeon es später in einem Fernsehinterview sagte: „In dieser göttlichen Liturgie auf dem engen Hausflur des bescheidenen Patriarchatsgebäudes spürten wir die Einheit aller, die den Leib der Kirche bilden, spürten den Heiligen Geist, wie er herniederkam ...“

Dies scheint mir überhaupt eine Eigenart der bulgarischen Kirche zu sein: es gibt Gottesdienste, die aufgrund der allgegenwärtigen materiellen Notlage unter schwierigen, sehr einfachen Bedingungen gefeiert werden – aber welche Ströme von Gnade und göttlicher Freude ergießen sich über diese Menschen, die um Gottes Willen arm geworden sind. Gott ist in den Schwachen mächtig. Es sind nicht viele, die diese Kirche tragen; aber die es tun, ohne dadurch irgendwelche Vorteile oder öffentliches Lob zu erlangen, werden von Gott in ihrer Größe erkannt.

Nach dem Gottesdienst mußten bis auf die Wahlleute und einige ausgewählte Journalisten alle das Gebäude verlassen. So gingen wir drei Jungväter über den Platz in die benachbarte Kathedrale, um an einer weiteren Liturgie teilzunehmen, die am Vormittag dort stattfinden sollte.

Einige Worte noch zu dem uns umgebenden Szenario: Der ganze Bereich um die Kathedrale und den Heiligen Synod war weiträumig abgeriegelt. In der Ferne köchelten Demonstrationen gegen Armut und Ausbeutung im Lande. Über den landesweiten Protesten war die Regierung gestürzt worden, das Land praktisch führungslos. Vor dem Eingang des Heiligen Synods kämpften fünfzehn Kamerateams und noch mehr Fotografen um die besten Schnappschüsse. Auf dem riesigen freien Platz vor der Kathedrale paradierten Eliteeinheiten der bulgarischen Armee. Haltung, Degen und die eleganten Federbüschel am Hut ließen uns für die Gebirgsjäger als die eindrucksvollsten bulgarischen Krieger stimmen. Im Inneren der Kathedrale, die an diesem Tag nur von geladenen Ehrengästen betreten werden durfte, waren aus Anlaß der Inthronisation Stühle

aufgestellt worden. Und natürlich, leider, auch die unvermeidlichen Scheinwerfer, Kameras und Mikrophone. Während dreihundert Meter entfernt die Wahl stattfand, hielt die göttliche Liturgie die Verbindung zur himmlischen Kirche aufrecht. Sie wurde von den vielen hochrangigen ausländischen Bischöfen gefeiert, die aus allen orthodoxen Ländern angereist waren.

Als die ehrwürdigen Hierarchen in die Kirche einziehen – da! ein bekanntes, geliebtes Gesicht: unser Metropolit Jesaja aus Georgien! So kam es, daß man im bulgarischen Fernsehen einen freudestrahlenden, winkenden Bischof und drei freudestrahlende, winkende Mönche sah ... Gegen 10.30 Uhr war der Gottesdienst zu Ende; eine Stunde später sollte, laut Programm, der neugewählte Patriarch in die Kirche einziehen. Alle warten. Neben uns taucht ein bekanntes Gesicht auf. Vater Stefan Groß aus Bonn, seit vielen Jahren Priester der bulgarischen Kirche in Deutschland, hatte sich zu uns gesellt. Er kennt viele der Menschen, die sich nach und nach auf den Ehrenplätzen sammeln. Direkt vor uns sitzt die Führung der sozialistischen Partei, daneben Botschafter aus aller Herren Länder, gegenüber die Mitglieder der vor zwei Tagen zurückgetretenen Regierung samt Parlamentspräsidentin, dann der Staatspräsident, kurz: alles, was in Sofia Rang und Namen hat.

Rechts vor der Bilderwand befinden sich zwei Throne, von mächtigen Baldachinen überwölbt, zwischen Porphyrsäulen mit korinthischen Kapitellen aus bestem Carraramarmor. Der größere Thron ist für den König und die Königin, der kleinere für den Patriarchen bestimmt. Seit die sowjetische Besatzungsmacht im Winter 1945 die Königsfamilie ausgewiesen hat, ist der Zarenthron verwaist. Und doch gibt es einen rechtmäßigen Herrscher: Zar Simeon von Sachsen-Coburg-Gotha wurde nach dem plötzlichen Tod seines Vaters 1943 als Sechsjähriger nach altem Weiheritual zum König von Bulgarien gesalbt. Der inzwischen betagte Mann hat wohl seinen Palast bei Sofia zurückerhalten und vier Jahre lang als Ministerpräsident segensreich für sein Land und seine Kirche gewirkt, ist aber rein staatsrechtlich heute ohne Funktion – ein Privatmann, König ohne Königreich. Und doch steht er aufrecht wie eine Säule vor seinem Thron, vom frühen Vormittag bis zur Beendigung der Zeremonie am Abend. Alle Großen des Landes, die nach und nach in die Kirche kommen, gehen zuerst zu Zar Simeon, machen ihm ihre Aufwartung, ehe sie ihre Plätze einnehmen. Er ist ein Mann ohne jede potestas, d. h. ohne Macht. Aber ihm eignet eben auctoritas, jene andere, eigentliche Autorität, die nicht durch Ämter erworben wird, sondern allein kraft der Persönlichkeit, ihrer Tugend und ihres Ethos besteht. Als wir später die

Gelgenheit hatten, mit ihm zu sprechen, stellte sich bald heraus, daß er nicht nur ein hochgebildeter Weltenbürger ist, der fließend acht Sprachen spricht, sondern vor allem ein tief gläubiger orthodoxer Christ, der zur Verwunderung seiner Umgebung zuhause, wie er uns erzählte, am liebsten geistliche Chormusik hört. Seine Ausstrahlung, seine ganze nach oben gewandte Art und Haltung weist ihn als Mann des Gebetes aus.

Als gegen 12 Uhr gemunkelt wird, daß die Inthronisation wegen eines zweiten Wahlganges um wenigstens zwei Stunden verschoben würde, gehen wir wieder hinüber ins Gebäude des Heiligen Synod. Als Mönche und Begleiter unseres Abtes kommen wir durch die Absperrung, suchen und finden die kleine Dachwohnung unseres Metropoliten Symeon,¹⁰ wo gerade die Abgeordneten unserer Diözese versammelt sind. Dort erfahren wir, daß die Wahl nurmehr zwischen zwei Kandidaten besteht, die wir beide gleichermaßen hochschätzen und deren jeder auf seine Weise ein guter Patriarch sein würde: Metropolitan Gabriel von Lowetsch, den wir zwei Tage zuvor besucht hatten, und Metropolitan Neofyt von Kuse, begnadeter Kirchensänger, Theologe und Prediger. Die Männer trinken Kaffee und Tee; auf dem Tisch steht ein Fernseher, auf dem wir uns selber während der vorangegangenen Liturgie zusehen können. Die Bilder wechseln zwischen der Patriarchenwahl und den politischen Demonstrationen zwei Straßen weiter.

Endlich ist die Entscheidung gefallen und wir ziehen wieder in die Kathedrale, um den Augenblick der Inthronisation nicht zu verpassen. Eine weitere Stunde später ziehen alle Metropoliten und Bischöfe, samt einem Ehrengelcit von Diakonen, Hypodiakonen und Tempeldienern in den Tempel ein, in ihrer Mitte Seine Allheiligkeit Neofyt, unser neuer Patriarch. "ΑΞΙΟΣ! Der große stattliche Mann mit schneeweißem Bart und strahlend blauen Augen ist ohne Frage schon als Mensch eine beeindruckende Erscheinung. Viel bedeutender, und in der heutigen Zeit leider alles andere als selbstverständlich, ist aber das Vertrauen, daß die bulgarische Kirche mit ihm einen Mann des Gebetes und der Heiligen Überlieferung, einen echten Mönch und Theologen als guten Hirten zum Patriarchen hat. Er wird nun in die Mitte des Tempels zum erhöhten Ambo geführt, wo ihm die Tempeldiener seine erzbischöflichen Gewänder abnehmen, so daß er eine ganze Zeit im einfachen Mönchsgewand dort steht. Allein dieser kurze Augenblick des Rituals sagt viel über das Verständnis des Amtes in der

¹⁰ Jeder Metropolitan hat eine kleine Unterkunft im Gebäude des Heiligen Synod, wo er während der Sitzungsperioden wohnen kann. Metropolitan Symeon selbst konnte wegen gesundheitlicher Probleme nicht an der Wahl teilnehmen.



orthodoxen Kirche. Endlich werden die prächtigen grüngoldenen patriarchalen Gewänder aus dem Allerheiligsten gebracht und dem Erwählten angelegt; der Chor singt die eigentliche Anklamation: „Gott segne unseren Patriarchen Neofyt...“

Die Inthronisation eines Patriarchen beinhaltet, wie auch die Erhebung zum Erzbischof, in der orthodoxen Kirche keine weitere sakramentale Weihe und auch keine Salbung, wie es etwa bei der Salbung eines Königs geschieht. Kein sakramental gesehen ist und bleibt er Bischof wie alle anderen. Daraus wird unter anderem deutlich, daß ein Patriarch tatsächlich „nur“ Erster unter Gleichen ist. Dementsprechend werden alle wesentlichen Beschlüsse vom Heiligen Synod gemeinsam getroffen und die Autonomie der Diözesen bleibt ebenso unberührt wie die Autonomie der Klöster und Gemeinden. Der Patriarch muß seine Führungsaufgabe allein mit dem Gewicht und der Überzeugungskraft seiner Persönlichkeit meistern. Gleichwohl ist er nach alter orthodoxer Staatstheologie das Zwillingenbild des Königs und verkörpert die geistige Seite des Volkes und des Staates. Es ist eine ebenso altertümliche wie sympathische Regierungsweise, die den Menschen in seiner Freiheit, Würde und geistigen Verantwortung gleichermaßen ernstnimmt und fordert, und zu der man sich unwillkürlich hingezogen fühlt.

Als der Patriarch nun zum Thron geführt wird, folgen die lautstarken Huldigungsrufe des Volkes, des Chores und der Bischöfe: „ДОСТОЕН, ДОСТОЕН, ДОСТОЕН – würdig, würdig, würdig!“, und das „Auf viele Jahre unserem Patriarchen Neofyt ...“, ehe er endlich zum ersten Mal seinen neuen Platz unter dem marmornen Baldachin einnimmt.

Nach weiteren Gesängen des Chores und dem abschließenden Segen folgen die Reden. Als erster spricht natürlich Seine Allheiligkeit Neofyt, nach ihm der Staatspräsident. Zuletzt spricht Bischof Naum, Sekretär des Heiligen Synod, von der erhöhten Kanzel aus und schmiedet in einer beeindruckenden Gesamtschau der letzten 1200 Jahre der bulgarischen Geschichte die heutige Inthronisation als neues Glied in diese altherwürdige eiserne Kette ein.

Schließlich versammeln sich alle, erschöpft aber glücklich, zum gemeinsamen Gruppenphoto vor der Kathedrale. Endlich können wir auch Metropolit Jesaja begrüßen und fallen uns freudig in die Arme. Am Abend, beim Empfang in der Krypta der Kathedrale, empfangen wir den Segen Seiner Allheiligkeit, gratulieren ihm und überreichen unsere Geschenke. Patriarch Neofyt spricht deutsch, so daß ich hier nicht übersetzen muß.

Am Montagmorgen findet die große Festliturgie mit dem neuen Patriarchen, allen Bischöfen und dem Kirchenvolk statt. Der Vorplatz ist voller Menschen, die ihr

neues geistiges Oberhaupt begrüßen und seinen Segen empfangen wollen. Als wir noch im Gespräch mit Bischof Sioni sind, finden wir uns plötzlich in einem Kreis sich umarmender junger Seminaristen wieder, die solcherart den Patriarchen samt einigen anderen Bischöfen, dem König und einigen Mönchen (darunter eben wir deutschen) freudig in ihre Mitte nehmen und ihre glückliche Beute durch die Menschenmenge zum Heiligen Synod geleiten. Hätten sie einen Schild gehabt, hätten sie am Ende noch den Patriarchen, wie einst die Krieger ihren Herzog oder die Engel den himmlischen König, hoch erhoben durch die Menge getragen. Das solcherart spontan aufgelöste (oder erweiterte) Protokoll wurde freilich sogleich wiederhergestellt, als im hohen Saal alle Hierarchen und Ehrengäste die traditionelle Labe erhielten. Kurz, die Stimmung war heiter und gelöst. Bulgarien hat zwar keine Regierung, aber einen neuen Patriarchen, dem die Herzen zufliegen.

Der heilige Johannes von Kila und sein Kloster

Sonnen-Adler,

wo trägt dich auf Sternbahnen die Schwinge deiner mächtigen Kraft?
Sage, wo badest du jetzt, fern in Meeren des Lichts, das nie geblendete Auge?
Deinen Aufflug erschwingt selbst der Gedanke nicht mehr.
Mächtig hat deine Seele nunmehr die Flügel entfaltet,
da das Gewebe zerriß, das an die Erde sie band.

Zeichen des heiligen Johannes, des gottweisen geliebten Jüngers des Herrn, ist der Aar, der, allem Irdischen entrückt, in unerreichbarer Höhe die Himmel durchstreift; dessen Auge sonnengleich, wie man sagt, als einziges die Sonne zu schauen vermag, ohne zu erblinden. Wenngleich die zitierten Worte der Dichterin Karolina Kamenista einem anderen Johannes galten, so treffen sie doch, so meine ich, gut die Art jenes Helden vom Kilagebirge, der einst im neunten Jahrhundert den unsichtbaren Kampf aufnahm und die epuranischen Schattenwelten, die Geister unter dem Himmel samt allen andrängenden Mächten der Finsternis überwand und gewürdigt wurde, am Thron der Allheiligen Dreifaltigkeit Gott von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Nicht von ohngefähr gab ihm sein Allvater den Mönchsamen Johannes; denn wie Johannes der Wegbereiter sollte er in der Wüsteneinsamkeit des Herren harren, und wie der göttliche Theologe sollte er auf den Schwingen der Liebe Sphäre um Sphäre durchmessend zum König des Alls, dem Urewigen, hinangehoben werden.

Vom Leben des heiligen Johannes von Rila wissen wir nicht allzu viel; eine Lebensbeschreibung, arm an Zahlen und Fakten, wie man sie so oder ähnlich des öfteren bei heiligen Einsiedlern findet: Der junge Mensch tritt ins Kloster ein, bewährt sich im Gehorsam, doch irgendwann ist selbst des Adlers Horst auf felsiger Gebirgsklippe ihm nicht entrückt genug; weiter, höher zieht ihn des Lichtes Helle zu sich hinan und führt seinen Pfad weg von der Gemeinschaft der Menschen in die unzugängliche Wildnis schauriger Bergeinsamkeit, den Ort seines eigentlichen, ihm zugedachten Kampfes. Nach Jahren, Jahrzehnten, so fährt die Vita meist fort, bleibt die lichte Fackel des Geistes den Menschen nicht länger verborgen und edle Jünglinge, flüggen Greifenjungen gleich, suchen und finden den weisen Geistkönig und erfahrenen Nar. Und ein neuer Adlerhorst baut sich im Walde. So verlief in Grundzügen auch das Leben des heiligen Johannes von Rila.



Über vereiste Pfade trauern wir mühselig zur Einsiedelei des Heiligen, die wenige Kilometer oberhalb seines Klosters im tief eingeschnittenen unwirtlichen Gebirgstal im Schatten himmelhoher Schneeberge liegt. Vor einigen Jahrhunderten wurde ein Hüttchen mit einer Kapelle zu Füßen der Höhle erbaut, in der er 20 Jahre lang lebte. Heute führt eine steile Stiege in die dunkle, feuchte Höhle, die mit Kerzenstummeln und Zetteln mit Fürbittanliegen zahlloser

Menschen überfät ist. Die Vorstellung, auch nur drei Tage ohne Nahrung an diesem unwirtlichen, feuchtkalten Orte zu verharren, läßt mich frösteln. Was alles vermag der Mensch aus reiner Liebe zu Gott, welche Unmöglichkeiten übersteigt des Menschen Selbstüberwindung, der die Einung in Gott erstrebt? Nicht weit von der Höhle befindet sich ein Felsen, auf dem der heilige Johannes Tage, Wochen und Monate unablässig mit zum Himmel erhobenen Armen aufrecht stehend die nach unten ziehenden Kräfte überwunden und sich zu Gott emporgerect hat. Die Kapelle ist jetzt im Winter leider verschlossen. Doch erinnern wir uns, daß unser ehrwürdiger Metropolit Symeon als junger Mönch hier drei Jahre lang, wie er selbst erzählte, frei wie ein junger Falke in diesen einsamen Wäldern lebte. Jeden Morgen um 3 Uhr erhob er sich vom Lager, entzündete die Öllampen im Kirchlein und sang das Morgenlob, bis die Vögel erwachten und in das Gebet einstimmten.



Eine Wegstunde talwärts befindet sich das Kilafloster, das bulgarische Nationalheiligtum, in dem damals, als Metropolit Symeon Mönch wurde, noch sechzig Väter lebten, bis sie allesamt Anfang der sechziger Jahre von den Kommunisten vertrieben wurden. In der Folge wirkte er eine zeitlang als Rektor des theologischen Seminars, bis er nach Amerika geschickt und dort Bischof wurde.

Etwas bange war es mir auf dem Weg ins Kila-Kloster, da ich mich ein wenig vor dem Gefühl der Leere und Niedergeschlagenheit fürchtete, das großen Klostergebäuden anhaftet, in denen nur wenige Mönche leben. Gott sei Dank ist meine Furcht unbegründet. Nicht eben viele, aber doch immerhin acht Väter leben heute wieder hier. Unbeirrt von den Schwierigkeiten, die das Leben in einem der wichtigsten Touristenmagneten des Landes mit sich bringt, halten sie das geistige Leben aufrecht, feiern alle Gottesdienste des Tageslaufes und sind, vor allem im Sommer, von früh bis spät damit beschäftigt, Taufen, Hochzeiten und Krankensalbungen zu vollziehen, Beichten abzunehmen und mit frommen Pilgern ebenso wie mit kirchenfernen Touristen zu sprechen. Kein leichter, aber doch auch sehr wichtiger Dienst. An den folgenden Abenden freunden wir uns mit dem jungen Mönchsdiakon Vater Nektarij und seinem Mitbruder, dem Priestermonch Vater Makarij an, erfahren von Freud und Leid in ihrem Kloster. Im bunten Gewimmel tausender Besucher, zwischen Postkartenverkäufern, Zigeunern, Küchenfrauen, Puzkolonnen und hundert Angestellten, die in und um das Kloster herum arbeiten, wahren sie die „Funktverbindung“ zur Ewigkeit, um den goldenen Faden nicht aus den Augen zu verlieren – eine asketische Leistung eigener Art.

Wer einmal durchschaut hat, von welcher Finsternis und geistigem Nebel wir Heutigen umtrübt werden, vermag zu erahnen, was ein Mann wie der heilige Johannes von Kila für sein Volk bedeutet. Wie ein einsamer Fels steht er auf weiter Flur und bildet gleichsam eine Brücke zwischen Erde und Himmel. Das ist selbst in einem Lande spürbar, dessen christliche Überlieferung für die Mehrheit der Bevölkerung verschüttet ist. Doch sobald nur die Betondecke, die uns – bildlich ge-

sprochen – von der oberen Welt trennt, einige Risse bekommt und das ungeschaffene Licht der Gottheit auch nur einige Flecken der Seele berührt, treibt schneeglöckchenzartes Grün aus dem Boden der Herzen, und es wird Frühling ...



Tempel des wiedereröffneten Klosters bei Lopuschan

Geistiger Frühling in Bulgarien

Der freundlichen Einladung Bischof Sionis folgend, verbringen wir die letzten Tage unserer Reise im Nordwesten des Landes, im Kloster des heiligen Johannes von Rila beim Dorfe Tschiprowitz.



Das wiedereröffnete Kloster des Hl. Johannes v. Rila bei Tschiprowitz

Es ist eines jener vielen kleinen Heiligtümer, die, in einsamen Gebirgen versteckt, während der fünfhundertjährigen türkisch-muslimischen Fremdherrschaft (1393 bis 1878) für die christlichen Bulgaren zu Horten und Pflegestätten des Glaubens, der Sprache und der Kultur wurden. In seinem Buch „Kirche in Bulgarien“ schreibt Hans-Dieter Döpmann: „An kirchlichen Feiertagen strömte viel Volk aus der näheren und weiteren Umgebung in die Klöster, so daß diese Feiertage allgemeinen Volksfesten glichen. Über ihre rein religiöse Bedeutung hinaus erwiesen sie sich als Orte der Begegnung, an denen viele Anwesende die Gelegenheit wahrnahmen, sich über Alltagsprobleme auszutauschen, Abmachungen zu treffen, strittige Probleme zu lösen. Sie wurden zu einer Art Erklaven unverfälschten Bulgarentums, in denen man sich auch in säkularen Angelegenheiten relativ unbeobachtet beraten und gegenseitig Mut zusprechen konnte. Seit dem Aufkommen des slawischen Schrifttums lag die Bildungsarbeit vorwiegend

in den Händen der Kirche, speziell der Klöster. Schreibkundige fanden sich besonders unter den Mönchen, wobei die älteren ihre Kenntnisse den jüngeren vermittelten. Es entwickelten sich Ansätze eines Schulwesens, das über die Ausbildung von Mönchen und Geistlichen hinaus auch der Ausbildung der Angehörigen der verschiedensten Berufszweige dienen konnte. Im 17. und 18. Jahrhundert entstanden die nach den Mönchszellen benannten Zellschulen, in denen junge Menschen mit Kultur, Religion und Geschichte ihres Volkes vertraut gemacht wurden und begannen, wieder ein Bewußtsein für das eigene, wenn auch besetzte und vielfach geschundene, Land zu erwerben. Diese Zellschulen wurden während der Wiedergeburtsepoche im 19. Jahrhundert zu Keimzellen der Befreiungsbewegung, durch deren Wirken das Land mit Hilfe der russischen Armee sich schließlich vom osmanischen Reich lösen und ein eigenes, vom Volk und vom König regiertes Reich bilden konnte.“



Als wir in der Frühe im Tschiprowitzer Kloster erwachen, glühen im Westen bereits die weißen Gipfel des Balkangebirges im Morgenglanz erhabener Pracht. Um das Heiligtum herum nichts als weites, jungfräulich schönes Land. In einer kleinen unbeheizten Kapelle feiern wir das Morgenlob auf deutsch, laben uns dann an dem köstlichen türkischen Kaffee und anderen balkanesischen Speze-

reien, die uns Vater Basilio aufischt, und umwandern schließlich gemeinsam mit dem jungen Abt sein Kloster. Zum ersten Mal jublieren die Vögel, scheint die Sonne im hellen Märzenkleid. Ein Hauch von Frühling streicht über das Land ...

Was wir in Bulgarien sehen und hören, läßt auf einen noch anderen, geistigen Frühling hoffen, der die bulgarische Kirche erfüllt. Von mehreren Seiten her nehmen wir ein Aufbrechen neuen geistigen Lebens wahr. Da sind die drei jungen verheirateten Priester Vater Boris, Vater Irinej und Vater Athanasios, die uns im Sofioter Minaskloster so aufmerksam umsorgten und die Geschichte ihres Heiligtums erzählten. Da ist die ehrwürdige Mutter Serafima, die wir im



Chrw. Mutter Serafima u. Abtv. Johannes im Dragalewstikloster bei Sofia

Dragalewsti-Kloster im Witoschagebirge oberhalb von Sofia besuchten, um den einzigartigen Kirchengesang zu hören, den sie, aus der Volksüberlieferung der Rhodopen schöpfend, neu komponiert. Wie wohltuend ist es, diesen frei fließenden Gesang zu hören, der nach reinen Bergbächen und erhabenen Höhenzügen klingt. Ein wenig erinnert er an die Gesänge der heiligen Hildegard. Wir wünschen ihr von Herzen, daß sie gute Schüler finde und der bulgarische Kirchengesang neue Blüten treibe. Da sind die beiden jungen Mönche im Kilakloster, da sind die bulgarischen Athosmönche, die bei Sofia ein neues Kloster gegründet haben und die wir in Tschiprowitz kennenlernen, und die geistigen Schüler Bischof Sionis.

Vater Basilios führt uns über die Wiesen, von denen gerade der letzte Schnee geschmolzen, und erzählt aus seinem Leben. Als Schüler im geistigen Seminar von Sofia lernte er seinen Altvater, den damaligen Rektor, Archimandrit Sioni, kennen und wurde nach dem Abitur zum Mönch, später aber zum Priester geweiht. Als junger Mönchspriester kehrte er zu seinem Altvater nach Sofia zurück und diente fortan in der Kirche des Seminars, wo wir uns übrigens vor sieben Jahren das erste Mal begegneten. Vor drei Jahren bezog er, im 26. Lebensjahr, dieses kleine verlassene Kloster und begann mit einfachsten Mitteln zunächst die Wohngebäude wiederherzustellen. Anfangs konnten die Menschen aus dem naheliegenden Dorf nicht verstehen, was den jungen Mann dort in die Bergeinsamkeit trieb. Er sagte ihnen, daß auch der heilige Johannes von Kila als Einsiedler in den Bergen gelebt habe, weil er allem anderen die Nähe zu Gott vorzog. Nach ein paar Monaten kamen zum ersten Mal Männer aus dem Dorf und fragten, wo sie helfen könnten. Und dann begannen sie, aus Feldsteinen, die sie aus dem nahen Fluß holten, eine mächtige Mauer um das Heiligtum zu bauen. Dann bauten sie einen Stall, wo Vater Basilios heute schwarze Wollschweine und Hühner hält, und halfen beim Pflügen des kleinen Gemüsegeldes. Im Sommer kamen die ersten Pilger, um das wiederbelebte Heiligtum zu sehen und dort zu beten. Vater Basilios erzählte: „Als ich hierher kam, mußte ich nicht, wie ich den nächsten Winter durchstehen, geschweige denn das Kloster aufbauen sollte. Alles, was ich besaß, waren der Leib, den Gott mir geschenkt, das Vertrauen auf Seine Gnade und die Fürbitten des heiligen Johannes von Kila. So kamen die Menschen, um mir zu helfen. Heute spricht das ganze Dorf stolz von „unserem Kloster“. Nach der Arbeit kommen sie und pflanzen Obstbäume, helfen im Garten, beim Mauern und in der Küche. Wir beten und essen zusammen, und an großen Festen strömen Hunderte von Pilgern zusammen.“

In der Nachbarschaft besuchen wir das ebenfalls erst vor kurzem wieder eröffnete Kloster bei Lopuschan. Hier wohnt Bischof Sioni mit einem anderen Mönchspriester, Vater Christodul. Vor dem Eingang der Hauptkirche steht ein riesiger Mammutbaum, den Zar Boris vor 90 Jahren aus Kalifornien mitgebracht und dort gepflanzt hat. Nachdem wir die Reliquien verehrt haben, feiern wir in der Kapelle südlich des Klostereinganges den Vespergottesdienst. In der Mitte des Tempels befindet sich ein quadratisches Loch im Boden, darunter ein Keller, in dem die Gebeine von 2000 Märtyrern ruhen, die im Jahre 1688 von Moslems enthauptet wurden. Als wir den Gottesdienst singen, ist mir als stiege es wie Wellen aus dem Grabe – jene ganz eigene Kraft, die gelegentlich in der

Gegenwart heiliger Reliquien zu spüren ist. Der Physiker brachte vielleicht das Bild eines Atomreaktors, nur eben auf der geistigen Ebene. Auch die heiligen Gebeine sind gleichsam „geladen“, angereichert mit göttlicher Gnadenkraft, und strahlen diese gute Kraft unaufhörlich aus. So wie die unsichtbare Radioaktivität dem menschlichen Leibe schadet, so heilt und belebt die unsichtbare göttliche Kraft, die Reliquien und geweihten Dingen innewohnt, Seele und Leib.



Das wiedereröffnete Lopushanskiy Kloster

Bischof Sioni führt uns durch das Kloster und zeigt uns die Gänseschar, die sich im Verein mit den Hühnern hinter dem Hause sonnt. Daneben sitzt ein gemütlicher Onkel aus dem Dorf und fängt den guten Trester, den er gerade in der selbstgebauten Destille brennt, in einem Bleheimer auf. Es riecht nach Balkan. Gegenüber der Kirche liegen, sorgfältig aufgeschichtet, Backsteine und Spolien aus der Zeit Kaiser Trajans oder Mark Aurels, die vielleicht ein römisches Badehaus oder einen Marstempel geschmückt haben mochten; daraus möchte Bischof Sioni eine kleine zweigeschossige Winterkirche mit meterdicken Wänden bauen. Überhaupt hat er viel Geschmack und versteht es, mit einfachen Mitteln und wohlgewählten Antiquitäten eine durchaus traditionsgerechte und äußerst ansprechende Atmosphäre zu schaffen.

Am letzten Abend unseres Aufenthaltes wird ein Fest gefeiert. Außer den vor Ort lebenden Mönchen ist ein Altvater vom Berg Athos mit seinem Jünger zu Gast, der in der Nähe von Sofia ein Kloster gegründet und in sehr feiner Art aufgebaut hat, wie wir den uns gezeigten Photos entnehmen können. Ebenfalls aus der Sofioter Gegend ist eine Nonne anwesend, die allein in einem Bergkloster lebt. Und schließlich ein junges Musikerehepaar aus dem Struma-Tal in Südbulgarien. Nach dem Essen singen die beiden bis tief in die Nacht und spielen dazu auf verschiedenen altüberlieferten Saiten- und Blasinstrumenten. Da ist eine Art Vorläufer der Laute, ein Dudelsack, sowie eine Flöte mit doppeltem Rohr und Lochreihen. Die ein- oder zweistimmigen Volkslieder haben sie alten Leuten in abgelegenen Rhodopendörfern abgelauscht. Die Frau begleitet ihren Gesang mit



einer Handtrommel, auf der sie durch geschickte Nutzung der verschiedenen Bereiche des Felles mehrere Klangfarben und die unterschiedlichsten und kompliziertesten Rhythmen hervorbringt. Jede Liedgattung erfordert ihre eigene Kirchentonalart und den dazugehörigen besonderen Rhythmus. Das ist insofern bemerkenswert, als es sich bei dieser Verbindung von Gattung, Rhythmus und Tonart um ein uraltes Prinzip handelt, welches in der archaischen Musik bis ins Altertum

gänglich war. Dank der Übung der letzten Jahre können wir hören, daß die beiden rein naturtönig singen; wir hören Obertonquarten und phrygische Sekunden, dann wieder dorische und karische Klänge. Bei jedem Tonartenwechsel müssen daher die Instrumente vollständig umgestimmt werden.

So erleben wir zum Abschluß unserer Pilgerfahrt in diesem entlegenen bulgarischen Bergkloster noch unerwartet solch hochdifferenzierten naturtönigen Gesang, Zeugnis einer lebenden, tief in der Geschichte wurzelnden alteuropäischen Tradition. Die beiden Barden, die da in ihrer ansprechenden Tracht vor uns stehen, lassen die Seele des Balkans zu uns sprechen und gießen in Töne um, was wir am Morgen auf der Wanderung und in den letzten Wochen mit Augen gesehen hatten: die herbe Schönheit der göttlichen Schöpfung, in Jahrtausenden gestaltete Berge, Höhen und Täler, das Wasser der Flüsse, die unverwechselbaren Färbungen des Himmels und der Wolken; die Art, wie die alten Häuser und Klöster gebaut und die Weingärten angelegt sind, die Gesichter der Menschen; kurz: all die tausend Dinge, in denen Geist und Seele einer Landschaft, eines Landes und eines Volkes sich ausdrücken – Klänge einer uralten versunkenen Welt, die doch lebendig ist, die in mir widerhallt und auch an meine eigene, unsere Geschichte rührt ...



Jahresrückblick 2013

Januar: – Februar: Nach langer Jahre Arbeit erschien Vater Abts musikalisch-philosophisches Lehrbuch „Der Weg zum naturtönigen Kultgesang.“ Das Werk erfreut nicht allein vom Inhalt her das Herz, sondern auch durch die äußere Gestaltung. Gedruckt wurde es in der Leinebergland-Druckerei in Alfeld; Einband und Schriftsatz folgen harmonikalen Proportionen, wie sie im Buch behandelt sind.

Kurz darauf erschien die zugehörige Klangscheibe „Die 8 Kirchentonarten“, an der unser Tonmeister Julian Rabius gemeinsam mit Vater Abt über ein Jahr lang intensiv gearbeitet hatte. Während dieser Arbeit hatten sich noch einige unerwartete empirische Einsichten zur Hörfähigkeit des Menschen ergeben, die dann auch noch in den Text eingeflossen sind.

Mitte des Monats brachen wir zur Wahl unseres neuen Patriarchen nach Sofia auf. Auf dem Wege besuchten wir befreundete Klöster in Rumänien und Bulgarien (siehe Reisebericht).

März – Mai: Von der Reise brachten wir, außer den vielen guten Eindrücken, eine hartnäckige Grippe mit, die uns während der ganzen Fastenzeit zusetzte. Gott sei Dank blieb das Frühjahr lange kalt, so daß die Gartenarbeit noch etwas warten konnte. Aber irgendwann kam die Sonne, und ich (Vater Lazarus, Gärtner) mußte wehmütig vom Fenster aus zusehen, wie die anderen Väter hackten und säten. Das entfachte mir solches Weh, daß ich endlich auch gesund wurde und mich wieder der Erde zuwenden konnte.

Im Frühjahr tauchte auf der Südwiese des öfteren ein kolossales Tier auf, das wie eine Kage aussah, aber wenigstens so groß wie ein Luchs war. Nach „Brehms Tierleben“ dürfte es sich um eine Wildkage handeln. Wir erfuhren dann auch, daß vor einiger Zeit versucht worden war, sie in unserer Gegend wieder auszuwildern. Jedenfalls läßt sich seither weder der freche Waschbär noch der spitzbübische Fuchs mehr blicken.

Dafür hatte sich in den Büschen bei der Krypta eine Räuberbande ganz unmanierlicher Umseln eingenistet, die sich einen Sport daraus machten, während des Morgenlobes immer wieder mit gehörigem Anlauf gegen die Fenster zu fliegen, daß es nur so schepperte, und obendrein Tag für Tag den sorgfältig unter die Burbaumhecke gehäufelten Rindenmulch gleichmäßig über die frisch gefegten Sandsteinplatten des Kreuzganges zu verteilen. Schweigen wir vom Großangriff auf reife Kirschen und Weintrauben im Sommer ... Zu ihrer Ehrenrettung muß

allerdings gesagt werden, daß sie sich später an warmen Abenden auf den Dachfirst und in die Baumwipfel setzten und die wehmütigsten Lieder anstimmten ...

Aus Georgien brachte Julian eine wundervolle in Silber getriebene Ikone des heiligen Georg mit. Sie ist ein Geschenk Schalvas, eines georgischen Geschäftsmannes, dem wir in Tiflis begegnet sind. Wir brachten sie in der Krypta, rechts am Ansaß des Triumphbogens, an.



Ostern brach die Kirschblüte auf; die ganze Schöpfung feierte Auferstehung. Ostern kam auch unser Freund Swiad samt zwei Mitstudenten vom geistlichen Seminar in Tiflis zu Besuch. Im Reisegepäck trugen sie „Georgien – das heilige Land am Kaukasus“, den Fotoband mit dem viersprachigen Bericht unserer Pilgerfahrt (deutsch, georgisch, englisch und russisch) und einer sehr schönen CD mit georgischem und deutschem Choral. Das Buch war aus Anlaß des 80. Geburtstages Sn. Allheiligkeit, des georgischen Patriarchen Elias, erschienen, der es mit Freude entgegennahm. Es war die erste Publikation des kirchlichen Verlages „Spekali“ („Edelstein“), an dessen Gründung Swiad beteiligt war. Die gelungene Übersetzung ins Englische besorgte Mutter Karitina aus dem Verklärungskloster in Pensylvanien; die russische Übersetzung wurde von unserem Familiaren Dr. Golowatjuf aus Meersburg (inzwischen Zürich) gründlich überarbeitet.



Juni – August: Zu Allerheiligen kamen unsere Schreinträger um ihres Amtes zu walten. Zu diesem Fest, da die große Lite mit dem Allerheiligenschrein um das Heiligtum stattfindet, waren auch Pilger aus der Berliner rumänischen Kirchengemeinde angereist.

Der Sommer brachte viel Arbeit an Haus und Hof. Es begann mit der Verschönerung des Gästebereichs. Im Herrenzimmer mußten wir an den damals zu hoch gelegten Fenstergesimsen eine Ziegelreihe abpickeln, um ordentliche Fensterbänke aus Wesersandstein einsetzen zu können. Die bisher nur getünchte Wand zwischen Eingang und Herrenzimmer wurde endlich verputzt. Im Eingang meißelte Vater Symeon die Wände auf und legte die Kabel unter Puz; über der Zwischenwand baute er zwei dicke Bohlen ein, damit die Balkenreihe von beiden Seiten einen vernünftigen Abschluß findet. Michael legte die Heizungsrohre im Herrenzimmer um, was ebenfalls mit aufwendigen Pickelarbeiten verbunden war; Hermann stiftete einen neuen Heizkörper und baute ihn auch gleich ein. Endlich konnten wir die Wände neu streichen und der Balkendecke eine schöne Farbfassung geben. Vater Abt hinterlegte die Fenstersäule mit dunkelroter Farbe und zog einen lasierenden eisenorydrotten Streifen rings um die Balkenenden, was dem Zimmer den letzten Schliff gab. Bei der Gelegenheit meißelten wir

gleich noch den Gästeflur und den Treppenaufgang zur Mönchsklausur. Dann reparierte Michael die Frostschäden am Taufbecken, und Hermann installierte einen Wasserspeier und einen Schlauchanschluß für den Garten. Vater Symeon baute zwei große Weingerüste, die er an der Südmauer des Klosterhofes und im Klausurhof anbrachte, sowie drei große Holzkreuze.



In den Sommerferien verbrachte Thomas mit seinem georgischen Schulkameraden Georg sechs Wochen im Kloster. Er besucht derzeit das Gymnasium in jener kleinen Gebirgsstadt im Kaukasus, wo die Familie früher lebte, und wird dort auch sein Abitur machen. Im Auftrag des Verantwortlichen für kirchliche Kultur, Metropolit David von Mlaverdi, sowie des Leiters der patriarchalen Kirchenmusikschule, Altvater Johannes vom Heiligen Berg in Tiflis, übersetzt er gemeinsam mit einigen Fachleuten Vater Abts Buch „Der Weg zum naturtönigen Kultgesang“. Es sind dies Altmutter Mariam, Abtissin von Sequi und studierte Altphilologin, die Direktorin seines Gymnasiums, die als bekannte Dichterin für Sprachfeinheiten zuständig ist, sowie als vierte eine Musikwissenschaftlerin von der Universität. Vater Abt nahm sich daher viel Zeit, um mit ihm Kapitel für Kapitel durchzugehen und eventuelle Fragen zu klären.

Johannes und Mark, beides Studenten der Theologie und (voneinander

unabhängig) Praktikanten im Kloster, halfen uns für jeweils drei Wochen bei der Arbeit. Sie sind, wie auch viele andere junge Menschen, die jeweils für kürzere Zeit als Gäste kamen, ernsthaft auf der Suche nach Gott und Sinn und Wahrheit. Es war durchaus anspruchsvoll, aber eben auch eine Freude, die tausend Fragen zu fast allen Dingen zwischen Himmel und Erde zu hören und, so gut und aufrichtig wir konnten, zu ihrer Klärung beitragen zu dürfen.

Der Juli brachte eine reiche Kirsch- und Wildkirschernte, so daß wir wieder viele Tage jeden Morgen früh um fünf Uhr in die Bäume kletterten, um nach vier, fünf Stunden mit reicher Beute zurückzukehren. Nun reift der Löffel im Keller zu voller Ründe.

In diese Zeit fiel auch unsere diesjährige Jugendwoche. Dank des herrlichen Wetters konnten die Jungens auf dem Klostergelände zelten. Vormittags fanden sich alle in der Vorhalle zur „Sommerschule“ ein. Thema war die Welt der christlichen Symbole, besonders im Gottesdienst und in der Kirche. Aber neben geistiger Unterweisung und Mitarbeit blieb auch genügend Zeit für Spiel und Muße, nicht zuletzt für stilles Gebet. Ein Höhepunkt war die Exkursion zum Heiligen Berg bei Henen, wo wir den germanischen Ringwall besuchten und über den Grundmauern der ehemaligen Wallfahrtskapelle die Vesper feierten.



Zum 1. August trat unser geliebter Erzbischof, Sn. Hochheiligkeit Metropolit Symeon, von seinem Amt zurück. Der Heilige Synod setzte Sn. S.H. Metropolit Gregorij von Beliko Tirnowo als Statthalter ein, der auch sogleich die Diözesanräte und später die entsprechenden Diözesansynoden einberief. Denn binnen dreier Monate war die Wahl des Nachfolgers durchzuführen. So war in den folgenden Monaten Vater Abt als Diözesanrat und Wahlberechtigter ex officio öfters in Berlin. Metropolit Gregorij überbrachte auch die Segenswünsche Sn. Allheiligkeit Neofyt, und legte die sinnvollen und guten Leitlinien des neuen Patriarchen dar.

September: Seit langem wußten wir um die Probleme, die mit der schlechten Lieferzufahrt verbunden sind. Wir sind keineswegs böse darum, daß man das Kloster nur mit Geländewagen erreichen kann und wollen grundsätzlich keinen Autoverkehr hier oben im Walde. Aber die steile Anfahrt hinter dem Hause war auch für uns selbst, und vor allem für gelegentlich notwendige Anlieferungen, immer schwierig gewesen. Besonders das Anfahren in der Kurve mit 20% Gefälle ist selbst für geübte Fahrer keine Kleinigkeit. Wie oft mußten wir Nachbarn um Hilfe bitten, wenn es galt, festgefahrene Fahrzeuge mit Traktor oder Radlader wieder freizuschleppen; wie oft mußten wir den aufgewühlten Schotter reparieren; wie oft riß der Regen tiefe Furchen in den Weg und schwemmte den Schotter in die Wiese. Als dann voriges Jahr eine Gottesdienstbesucherin einen Schlaganfall erlitt und der Notwagen kommen mußte, und dieser dann ebenfalls mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, wurde uns bewußt, daß wir irgendetwas unternehmen mußten. Die einfachste Lösung wäre eine neue Zufahrt durch die benachbarte Tannenschonung gewesen, scheiterte aber an den hochgeschraubten Bedingungen des Eigentümers. So blieb nur, im eigenen Gelände etwas zu verändern. Eine erste Idee war, vom Brieffasten aus durch den Steinbruch eine Zufahrt von unten her zu schaffen. Doch das hätte einen Wegeneubau von fast 300 Metern Länge durch teilweise schwieriges Gelände bedeutet. Vor allem wäre dann nicht zu verhindern gewesen, daß Touristen und Gäste den Zuweg unerlaubterweise benutzen und hinter dem Klostergarten ständig Unruhe entstanden wäre. So blieb als einzige Möglichkeit, die vorhandene Lieferzufahrt weiter zu nutzen und nur die Wegbiegung so weit wie möglich hinauszuschieben. Dadurch konnte das Gefälle auf 14 % reduziert und auf eine Gerade gebracht werden. Ein erster Kostenvoranschlag war trotzdem immer noch zu hoch, so daß wir schon fast aufgeben wollten. Endlich erklärte sich Firma Mühlenhof, Rischenau, auf unsere Anfrage bereit, die Arbeiten zu einem

günstigen Preis durchzuführen. Firma Mühlenhof hatte schon bei der Klostergründung und später beim Bau des Marienturms Erdarbeiten als Spende durchgeführt. So kam es, daß im September ein riesiger Bagger, eine Raupe und ein Dreifachser, sämtlich von der sicheren und außergewöhnlich sensiblen Hand des Herrn Bruhns geführt, Mutterboden, Lehm und Mergel sortierte, umschichtete und befestigte. Da wir (auch aus Kostengründen) keinen Abraum woanders hinschaffen wollten, rechnete Vater Abt alle Mengen genau aus und erstellte eine Gesamtplanung, durch die der Vorplatz des Klosters komplett umgestaltet wurde. Vater Abt und Vater Symeon sah man ständig zwischen Bagger und Raupe beim Vermessen und Nivellieren; wir übrigen, Väter und Praktikanten, sammelten aus dem anfallenden Mergel die schönsten Trockenmauersteine, harteten die bereits fertiggestellten Flächen wieder zurecht und säten frisches Gras ein. Sogar die Hainebuchenhecke konnten wir zum Teil umsetzen. Auf dem, im oberen Teilstück ebenfalls veränderten, Hauptzugang des Klosters



pflasterten wir ein paar Meter mit den frisch gesammelten Steinen; die ganz großen Brocken wurden mit Hilfe des Baggers zu einer schönen Trockenmauer aufgeschichtet. Zuletzt kam, wieder unter ständigem Nivellieren, der Feinschliff, und Vater Symeon befestigte schließlich den Schotter mit der schweren Rüttelmaschine.



Kurz vor Kreuzerhöhung konnten wir endlich den Perlkies aufbringen. Voller Erstaunen betrachteten wir das neu entstandene Raumgefüge und frugten uns, wie es jemals hatte anders sein können. Das Heiligtum hatte sich wieder ein Stück weiter aus dem Ei gepellt. Für die Feinarbeiten mußten wir öfters Material mit dem Hänger heranschaffen. Das hat leider unserem alten Audi den Rest gegeben, so daß sich eine Reparatur nicht mehr lohnte.

Ende des Monats kam ein bekannter Schriftsteller, Martin Mosebach, mit einem Freund auf ein Wochenende zu Besuch. Er schreibt u. a. auch über religiöse Fragen, z. B. sein bemerkenswertes Buch über die „Häresie der Formlosigkeit“ und die lesenswerten Erlebnisberichte aus Georgien. Mit der Orthodorie ist er seit langem eng verbunden.

Oktober: Anfang des Monats holten wir aus dem Erzgebirge ein neues altes Auto, diesmal ein Geländefahrzeug mit höherer Zuglast. Am selben Wochenende halfen zwei der Väter auf der Buchmesse in Frankfurt Herrn Erdmann von Manufactum auf seinem Buchstand von „Gutes aus Klöstern“; Radio Horeb berichtete darüber. In dem Zusammenhang konnte Vater Abt unser neues Buch vorstellen. Auch besuchten wir in Frankfurt die Vesper in der griechischen Kirche, die Vater Phillipos Savopoulos, ein Schulfreund unseres geistigen Großvaters

Altv. Gerassimos, dort gebaut hat. Mit ihrer goldenen Kuppel und den z. T. von den Frauen der Gemeinde selbstgefertigten Mosaiken ist sie ein sehr würdiger Tempel und eine Zierde des umgebenden Parks.

November: Am 3. des Monats fand in der Berliner Kathedrale die feierliche Inthronisation unseres neuen Erzbischofs, Sn. Hochheiligkeit Antonios, des Metropoliten von West- und Mitteleuropa, statt (siehe unten). Auf dem Heimweg besuchten wir Vater Clemens in der neugebauten rumänischen Gemeindefirche.

Mitte des Monats ging Altvater Johannes für einen Monat in strenge Klausur, nicht zuletzt wegen seiner angegriffenen Gesundheit. Gut erholt kehrte er im Dezember zurück.

Ende November kam die Stadtverwaltung der neuen Samtgemeinde Bodenwerder-Polle mit 35 Personen zu einer Führung ins Kloster. Vor allem die Damen hatten offenbar Freude an der orthodoxen Kleiderordnung, die ja inzwischen für Normalbürger durchaus schon etwas Außergewöhnliches ist. Jedenfalls kamen sie allesamt sehr elegant und geschmackvoll gekleidet, was natürlich zur gehobenen guten Stimmung beitrug.

Ebenfalls im November erhielten wir aus Tiflis die Nachricht von Swiads Hochzeit. Wir hatten noch im Sommer davon gesprochen, daß es Zeit wäre, sich für einen konkreten Lebensweg – Mönch oder Ehe – zu entscheiden, schon damit die Kinder nicht allzu alte Eltern bekämen. Er fand eine gute christliche Frau, und wir wünschen den beiden von Herzen Gottes Segen!



Dezember: Zum Abschluß der Geländearbeiten pflanzten wir eine neue Ligusterhecke. Sie setzt die bereits vorhandene Hecke rechts der Pforte nun bis zum höchsten Punkt der Vorplatzwiese fort und schirmt den Klausurbereich vom Publikumsverkehr ab. Gegenüber gibt eine kleine Hainebuchenpflanzung der Norddecke des Vorplatzes eine harmonische Einfassung zur Grundstücksgrenze hin.

Durch die Lektüre des neuen Buches inspiriert besuchten uns vor Weihnachten zwei Herren vom Nürnberger Arbeitskreis für Harmonik. Buch und CD sind dort mit höchstem Interesse und außerordentlich positiv aufgenommen worden, zumal angewandte Harmonik derzeit offenbar ein großes Thema ist.

Stab und Rose – Eindrücke von der Inthronisation unseres neuen Metropoliten Antonios

Ein verregneter Novembertag im orientalischen Neufölln im Jahre 2013. Früh ist heute die Nacht über die Bundeshauptstadt hereingebrochen. Inmitten fluoreszierender Großstadtwelten liegt der altberliner Jerusalem-Friedhof wie eine Insel und erinnert an längst versunkene Zeiten, als dort noch Neuföllner Arbeiter und Geschäftsleute beerdigt wurden. Ob in der Kaiserzeit der Architekt der kleinen Friedhofskirche ahnte, daß sein Bau einst als orthodoxer Tempel dienen würde? Nimmt man Raumgestaltung und Proportionen wahr, möchte man es beinahe für möglich halten; doch verließ der wilhelminische Byzantinismus so mancher Kirche jener Zeit eine orthodoxe Dimension, nicht nur der Kreuzberger Kreuzkirche oder der nach dem letzten Weltkrieg abgerissenen Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche.

Seit sie der bulgarischen Metropole als Kathedrale dient, haben Vater Ljubomir und Vater Julian die durchfeuchteten Fundamente trockenlegen, die Gewölbe ausmalen und eine Bilderwand einbauen lassen – und den Tempel durch Gottesdienst und Gebet geheiligt. So steht sie nun, trotz neuer Kellerfenster äußerlich immer noch ein wenig verwahrlost und von den Stadtbewohnern unbeachtet, unter dem großen grauen Berliner Himmel, obwohl sie durch die schöne Allee, die von der Hauptstraße zu ihr führt, und das Grün ringsumher durchaus das Zeug hätte, eine ansprechende geistige Mitte zu sein.

Der Abendgottesdienst neigt sich dem Ende zu. Zum ersten Mal steht heute



unser neugewählter Metropolit, Sn. Hochheiligkeit Antonios, am Bischofsthron, aufrecht und würdevoll. Im Osten vor der Bilderwand stehen Mönche, Priester und Diakone zum bischöflichen Thron gewandt, rechts neben ihm in milder Freude unser alter Metropolit Symeon, nun auf dem einfachem Chorstuhl. Links neben dem Bischofsthron steht kerzengerade Sn. königliche Hoheit, Zar Symeon, der eigens aus Bulgarien in das Land seiner Ahnen gekommen ist, neben ihm der bulgarische Botschafter mit Gattin und weitere Würdenträger. Im Westteil des Tempels ist das übrige Kirchenvolk versammelt. Alle gemeinsam bilden sie die ecclesia, die von Gott Herausgerufenen, das heilige Gottesvolk. Ich freue mich, darunter zahlreiche Mitglieder unserer geistigen Bruderschaft zu sehen. Inmitten des Tempels, am Ort des Ambo, steht Sn. S.H. Gregorios, der Erzbischof von Beliko Tirnowo. Alles an diesem Mann ist geballte Energie, Kraft Gottes. Er war es, der als Statthalter des metropolitanen Thrones im Verlauf der letzten Monate die Wahl organisiert und geleitet hatte. Nun vollendet er seine Mission, verliest mit dröhnender Stimme die Protokolle des Heiligen Synod und verkündet feierlich die Einsetzung des neuen Hierarchen kraft der rechtmäßigen Wahl durch das Kirchenvolk und der Bestätigung durch Sn. Allheiligkeit, den Patriarchen Neofyt, und den Heiligen Synod. Es folgen die Ansprachen des Protosynkellos, Arch. Johannes aus Wien, und des Gemeindepriesters der Kathedrale, Vtr.

Julian, dann die mit Pfeffer gewürzte Rede des Diözesanrates Christo Berov, und schließlich die still emporleitenden Worte unseres Altvaters. Zuletzt spricht Metropolit Symeon; nur ein paar kurze Sätze, aber sichtlich erfüllt von Dankbarkeit und innerer Befriedigung, sein Lebenswerk nun vertrauensvoll in die Hände seines über 50 Jahre jüngeren Nachfolgers legen zu dürfen. Es ist einer jener seltenen Momente, in denen jener Zusammenklang unter den Menschen sichtbar wird, der entsteht, sobald jeder den Ort einnimmt und erfüllt, der ihm im Kosmos gegeben und gebührt; da ist der König, der Hohepriester, die gottgeweihten Männer, die Großen des Reiches und das Gottesvolk ...

Vor nunmehr dreißig Jahren erhielt unser Altvater einen Brief vom damaligen Sekretär des bulgarischen Metropoliten von West- und Mitteleuropa Symeon, Christo Ivanov. Der Metropolit habe von Vater Abt Johannes und dem Dreifaltigkeitskloster gehört, würde ihn gerne kennenlernen und lade ihn daher nach Budapest ein. Vor seinem nächsten Athos-Aufenthalt blieb also Vater Abt, der damals stets mit der Malev von Berlin-Schönefeld flog, für einige Tage in der ungarischen Hauptstadt. Auf dem Flughafen begegneten sich die beiden das erste Mal, und der weise Bischof überreichte dem jungen Klostergründer zur Begrüßung eine dunkelrote Rose. Rot – das Blut des Heilandes – Rose – die jungfräuliche Mutter – rote – Blutstropfen im Schnee – Parzival und der heilige Gral – der damals noch junge Mönch war dem alten sofort von Herzen zugeneigt. Und des Bischofs Vorahnung hatte auch ihn nicht betrogen: von der ersten Begegnung an, seit jener Rose, waren die beiden Väter in tiefer geistiger Freundschaft verbunden.

So geschah es, daß Jahre später, an einem Sonntagmorgen des Jahres 1992, als gerade der Rohbau des Klausurgebäudes stand und die Gottesdienste noch sämtlich in der Hauskapelle stattfanden, jemand an die Tür klopfte. Als die Mönche öffneten, stand Metropolit Symeon vor ihnen und fragte, ob er an der Göttlichen Liturgie teilnehmen dürfe. Freudig erbat den Segen und feierten gemeinsam die hl. Mysterien. Im Anschluß sprach der Bischof davon, daß er den Diözesansitz von Budapest nach Berlin verlegen werde und er sich gut vorstellen könne, das Kloster in sein Bistum aufzunehmen. Er kannte die kirchenpolitische Situation und alle Umstände sehr gut; aber er hatte auch den Weitblick und die Männlichkeit, die Heilige Überlieferung der Orthodorie gegen den Zeitgeist und gegen den erbitterten Widerstand vieler Feinde zur Geltung zu bringen. Es war ihm ein echtes Anliegen, daß sich das Kloster frei entfalten und in ihm eine eigenständige deutsche orthodoxe Tradition wachsen kann. Darum

verlieh er Buchhagen in allen wesentlichen Punkten dieselben Rechte und Pflichten, wie sie die Klöster des Heiligen Berges Athos haben und übernahm sogar das Statut, welches 10 Jahre vorher auf dem Heiligen Berg Athos von der Synaxe der Altväter formuliert worden war. So wurde unser Kloster Bestandteil der bulgarischen Diözese. Seitdem wurde Metropolit Symeon nie müde, die damaligen Väter in allen Angriffen und Fährnissen der Zeit durch Wort und Tat, vor allem aber durch sein Gebet und seine altväterliche Liebe immer wieder zu stützen und aufzurichten.

Auf einem Bild von der Weihe unseres Klosters im Jahre 1994 sieht man unseren Altvater und Metropolit Symeon, wie sie nach der Festliturgie in den Klosterhof ziehen. Der Altvater hält den, nach einem altsächsischen Vorbild aus dem 9. Jahrhundert geschnitzten, hölzernen Abtsstab unseres Klosters. Der gefiel dem Metropoliten so gut, daß er dem bei der Weihe anwesenden Holzbildhauer



den Auftrag gab, ihm einen ebensolchen Stab zu schnitzen. Von da an weidete er seine Herde nicht mehr mit einem jener kostbaren Stäbe aus Bronze, Silber und Gold, sondern mit dem von Altvater Johannes nachgezeichneten altsächsischen Holzstab mit der T-förmigen Altväterkrümme, dem immergrünenden Aarons-

stab. Doch das ist nur e i n e der Episoden in der Geschichte dieses Stabes ...

Vor einigen Jahren, bei einem unserer Besuche in Berlin, erbat Metropolit Symeon von Vater Panteleimon und mir unsere Rosenkränze, mit denen wir das Herzensgebet üben. Als Vater Abt es segnete, erfüllten wir seinen Wunsch. Und fühlen uns seither noch mehr von unsichtbarer Kraft getragen, dank des Gebetes, das der Metropolit unablässig für uns und unser Heiligtum darbringt.

Vom hohen Alter und mancherlei Krankheiten gebeugt, bat er im Sommer unseren neuen Patriarchen Neofyt um Befreiung von seinem Amt, und daß ein Jüngerer sein Werk fortführe. Der Bitte wurde stattgegeben, angesichts der körperlichen Schwäche des alten Mannes. Dank seiner gewaltigen Lebens- und Glaubenskraft brachte er es dennoch fertig, die weite Reise von den Staaten auf sich zu nehmen, um am Tage der Inthronisation in Berlin anwesend zu sein. Dort



sollten wir ihn im Hotel neben der bulgarischen Botschaft treffen. Nun war es Vater Abt, der dem scheidenden Bischof eine dunkelrote Rose überreichte. Ein Kreis wurde geschlossen und zugleich ein neues Glied in die Kette gefügt. Die Zeit war zu kurz, um über alles zu sprechen, was uns bewegte, aber die Herzen stürmten in Freude und Liebe. Er erzählte von seinen Jugendjahren im Rilakloster und der Einsiedelei des heiligen Johannes, sprach davon, wie er sich freue, in sein Kloster zurückzukehren, um am Orte seiner Metanie nun auch den Lauf zu vollenden. Später lasen wir seine Autobiographie, die gerade in bulgarischer und englischer Sprache erschienen war, und den bezeichnenden Titel trägt: „Die Liebe höret nimmer auf ...“

Am Sonntag, dem 3. November 2013, kam die Kirche Gottes zusammen, um unseren neuen Erzhirten Antonios zu empfangen und unter seiner Leitung die heiligen Mysterien zu feiern. Wenn wir Orthodoxen davon sprechen, daß die Kirche zusammenkommt, dann meinen wir: Christus, den Herrscher des Alls und Seine allheilige Mutter Maria, die Königin der Himmel; die Throne, Cherubim und Serafim; die Erzengel und alle himmlischen Mächte, auch der Engel von Berlin, die alle unsichtbar anwesend waren; sodann die Schar der Heiligen: Antonios der Große, nach dem unser neuer Bischof heißt, Symeon der Neue

Theologe, der Namensgeber unseres alten Bischofs und unseres Vaters Symeon, der weise König und Mönchsvater Zar Boris, dem die Kirche geweiht, und alle Heiligen; kurz: die ganze himmlische Hierarchie – und, sie abbildend und gegenwärtig setzend, die irdisch sichtbare Hierarchie, hier in Gestalt der Erzbischöfe Symeon und Antonios, Grigorij von Beliko Tirnovo, Mark und Theophan von der russischen Kirche, des Bischofs Sofian von Kronstadt von der rumänischen Kirche, ein gutes Duzend Priester und Diakone verschiedener Völker, nicht zu vergessen Seine Majestät Zar Symeon, und das übrige heilige Gottesvolk. Nachdem die Mysterien vollzogen waren, war das Haus des Herrn erfüllt vom Wohlgeruch des Heiligen Geistes und heiliger Freude. In kurzen Ansprachen brachten nun die als Gäste und Konzelebranten anwesenden Hierarchen der anderen Kirchentümer unserem jungen Erzhirten ihre Segenswünsche und dankten seinem Vorgänger für sein segensreiches Wirken.

Erst jetzt wurde uns bewußt, wie selten ein Metropolit noch zu Lebzeiten seinen Nachfolger segnen kann. Als alle anderen Reden beendet waren, erhob sich Metropolit Symeon, unter äußerster Anspannung seiner ganzen Kraft, von seinem Chorstuhl. Alles verstummte; alle wollten sehen und hören, was nun kam. Er sprach nur wenige Worte – und übergab, sichtlich bewegt und mit Tränen der Freude in den Augen, Metropolit Antonios jenen einfachen, hölzernen, aber geistig immerdar grünenden Stab. Der greise Hohepriester und Altvater, vom göttlichen Glanz höchster Würde umkleidet, reichte im Stabe dem Jungen die Fackel der geistigen Macht ...

Eine rührende persönliche Geste außerhalb des Rituals? Die Unwissenden und geistig Blinden mögen es so sehen. Doch jeder, der auch nur ein wenig Gespür und Ahnung von den Dingen und Kräften hat, die hinter allem irdischen Geschehen walten, nahm die Kraft Gottes selbst wahr, die hier durch Seinen weisen irdischen Hierarchen waltete und dem jungen ein großes Vermächtnis in die Hände legte.

Mose und Aaron sind unter Seinen Priestern /
Samuel ist unter denen, die Seinen Namen predigen /
sie riefen zum Herrn, und der Herr hat sie gehört +
(Ps. 98)

Termine 2014

Woche der Reinigung (Klausur)	03. – 07. März
Karwoche und Ostern (anschl. Klausur)	14. – 20. April
Pfingsten	07. – 08. Juni
Allerheiligen, Eite mit dem Allerheiligenschrein	14. – 15. Juni
Jugendwoche (Väter und Söhne) Mit Markus Klammt	28. Juli – 03. August
Wertwochen für Jugendliche	Sommerferien, nach Absprache
Familiarentag	03. – 05. Oktober
Freitag 15.30 Wasserweihe zum Tag der deutschen Einheit, anschl. große Vesper.	

Seminare für orthodoxe Liturgie und Spiritualität:

- 1.) Wie gestalte ich das häusliche Gebet? 13. – 16. März
Einbettung des häuslichen in das Gebet der Kirche – Rezitation und Deutung der Psalmen
Anreise Mittwoch zur Vesper, Abreise Sonntag nach der Liturgie.
Seminargebühr: 180,- Familiaren: 120,- Jugendliche bis 24: 80,-
- 2.) Naturtönig singen – Praxis, Symbolik und Wirkung. 30. April – 04. Mai
Für Männerstimmen. Voraussetzung ist, daß die Teilnehmer gut hören
und feine Tonunterschiede singen können.
Anreise Mittwoch zur Vesper, Abreise Sonntag nach der Liturgie.
Seminargebühr: 180,- Familiaren: 120,- Jugendliche bis 24: 80,-
- 3.) Wie 2.) für Frauenstimmen – auf Anfrage.

Übernachtung im Kloster: bitte rechtzeitig bei Vtr. Panteleimon anmelden!
in der Nähe: (Vorm.: 05533-) Hotel Königszinne 97240, Haus Hubertus 5636,
Pension Lang 2557, Landkommune 1400; sonst Info über: 05533 - 4050.

Hinweise:

Der Jahresbrief ist diesmal bedeutend umfangreicher als üblich, und ausnahmsweise farbig. Wahl und Inthronisation des neuen Patriarchen sowie des neuen Metropolitens, aber auch die kostbaren Eindrücke vom monchischen und kirchlichen Leben in seiner geschichtlichen und menschlichen Tiefe, lohnen, wie ich meine, den Aufwand. Allerdings sind (abgesehen von der Arbeit) Druckkosten und Porti für unsere Verhältnisse alles andere als unerheblich. Daher bitten wir Sie desbezüglich besonders um Ihre Spende. Vielen Dank!

Wenn Sie den Klosterbrief nicht selber aufheben, werfen Sie ihn bitte nicht fort, sondern geben Sie ihn weiter oder schicken Sie ihn an uns zurück. Vielen Dank!

Achtung: ab 1. Februar gelten die neuen EU-Berordnungen für Bankverkehr und veränderte Kontonummern:

IBAN: DE 50 2545 0110 0026 0024 28
SWIFT-BIC: NOLADE 21 SWB